Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Ernst Freiherr von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. – Dreiundzwanzigster Jahrgang. – 1868.

Zehnter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen
von
Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Freiherrn Ernst von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowsky, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. — Dreiundzwanzigster Jahrgang. — 1868

Zehnter Band.

Katharina von Schwarzburg.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1868.

Katharina von Schwarzburg.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1868.

Erstes Kapitel.

An der Kirchenschwelle.

Die Nacht war lau und still, eine mondhelle Sommernacht. Keine Wolke trübte den dämmernden Himmel, an welchem der Vollmond die schwächern Sterne erbleichen ließ während er selbst groß und ruhig, wie ein Fürst im Bewußtsein der Macht, seine erhabene Bahn dahinzog. In der Natur herrschte feierliches Schweigen, kein Wind rauschte in den Bäumen, welche die Kuppen und Abhänge der Berge bedeckten, kaum daß ein Lufthauch, aus verborgener Schlucht wehend, von Zeit zu Zeit die Blätter der unbewegten Zweige hob und ein leises Flüstern, wie Geistergelispel, im Laube weckte. Eine zauberische Beleuchtung im schönen Thale! Die Mondstrahlen flimmerten auf den goldenen Kreuzen der Klosterkirche, sie drangen in die hohen Glasfenster, sodaß sich das

Gotteshaus wie zu einem heiligen Feste erleuchtet ausnahm; daneben ragte die dunkle Steinmasse des Klosters, deren Schatten die kleinern Gebäude, die zu ihm gehörten, verbarg; Bäume und Büsche drängten sich drüben im Wechselspiel von Licht und Dunkel zu seltsamen phantastischen Bildungen — das war der Klostergarten. Weiter hinab in der Thalsenkung lag ein grellweißes Haus, das mußte wohl neu erbaut sein, ein weltlicher Eindringling inmitten der abgeschlossenen Welt.

Mitternacht war vorüber; kein Glockenschlag hatte die Stunde verkündigt, kein frommer Glockenton sollte je wieder von jenem Thurme die Gläubigen zum Dienste des Herrn rufen! Auf einem Vorsprunge des nächsten Berghanges saß, vom Mondlicht hell beschienen, zu dieser nächtlichen Stunde ein einsamer Mann. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und schaute auf die wunderbar schöne Landschaft. Aber sie weckte in ihm nicht jenes süße träumerische Behagen, das eine Mondscheinnacht in anmuthiger Umgebung wohl zu erregen vermag, die Brust des Einsamen hob sich nicht mit dem tiefen Aufathmen sanfter Befriedigung, sondern mit schweren, schmerzlichen Seufzern und der Mondstrahl zitterte in den Thränen, welche unbewußt, Perle auf Perle, seinem Auge ent-

rollten. Jetzt ließ er sein Haupt sinken und verhüllte das Antlitz mit der Hand. So saß er noch eine lange Weile, dann richtete er sich auf und sah wie aus einem Traume erwacht umher, dann griff er zu dem breitrandigen Hut und dem Wanderstabe, welche neben ihm lagen, und wollte eben die Stätte verlassen, als er, nicht weit entfernt, ein heiseres Husten vernahm, das sich in kurzen Pausen näher und näher kommend wiederholte. Wer trieb hier sein Wesen zu dieser Stunde, wo die Menschen im tiefen Schlafe lagen und nur solche, die beim hellen Tageslicht ihr Gesicht oder ihr Thun nicht zeigen durften, unter dem Schleier der Nacht umhergingen? Der Mann, der so lange auf dem Vorsprunge gesessen hatte, trat in das Gebüsch, um dem Nahenden auszuweichen, denn auf dem einzigen Pfade, der zu dieser Stelle und wieder von hinnen führte, hätte er ihm sonst begegnen müssen. Jetzt hustete es schon ganz nahe, stärker und keuchender als zuvor, und gleich darauf trat eine gebückte, aber große Gestalt anf den monderhellten Platz. Es war ein Weib mit einem Handkorbe am Arme. Langsam richtete es den Kopf in die Höhe, ohne seine gebückte Haltung zu verändern, blickte flüchtig rechts und links in das Thal und eine Weile stetig zur Seite, gleichsam witternd, als spüre es die Nähe eines Fremden, dann

sah es zum klaren Himmel empor und der Verborgene konnte nun das Gesicht im Mondschein deutlich erkennen. Er zuckte mit der Hand nach der Brust — kannte er die Frau oder machte dies stark ausgeprägte Gesicht auf ihn einen besondern Eindruck? Sie bückte sich jetzt wieder und tiefer als zuvor, sie schien am Boden etwas zu suchen und kniete endlich mit einer raschen Bewegung nieder.

Da trat er aus dem Gebüsch. „Mutter Anne!" sagte er mit gedämpfter Stimme.

Sie erschrak und fuhr empor, sie wandte dem Störer ein zorniges Antlitz zu. „Was will Er hier?" rief sie. „Wer ist Er? Was hat Er hier zu suchen und zu sprechen, daß mir die ganze Nacht, der ganze Vollmond verloren geht? Ich kenne Ihn nicht; was will Er von mir?"

„Sie kennt mich wohl, Mutter Anne", entgegnete er, indem er ihr näher trat und das lange schwarze Haar von den Schläfen zurückstrich. Sie blickte in ein schönes männliches Gesicht, in ein dunkles, glühendes Augenpaar. „Ach du mein gnädiger Herrgott!" rief sie, die Hände zusammenschlagend.

„Still, wenn Du mich jetzt erkennst, Anne!" sprach er. „Nenne den Namen nicht, der hier nicht mehr genannt werden darf, nicht den Namen" — er streckte den

Arm in der Richtung aus, wo unten das Kloster lag — „und auch nicht den andern, der mir geraubt worden ist!“

„Aber was wollt Ihr hier?“ fragte die Frau dringend. „In Verkleidung! Wenn sie Euch herausspüren!“

„Ich trage keine Verkleidung; darin können sie mir nichts anhaben“, erwiderte er. „Sage mir aber, was haben sie aus dem Heiligthume gemacht? Ist es zum Götzendienst entweiht?“

„O redet doch nicht so abscheulich!“ entgegnete sie. „Zum Götzendienst! Sind unsere gnädigen Herren, sind das ganze Land und alle Thüringer Götzendiener geworden? Wir dienen Gott dem Herrn besser als Ihr!“

„Die Kirche ist also auch lutherisch geworden?“ rief der Mann im Ton bitterer Klage.

„Es wird kein Gottesdienst mehr darin gehalten, seit das Kloster leer steht; wer sollte herkommen zur Kirche?“ erwiderte sie. „In Solsdorf und Milwitz haben sie ihre Prediger und die Leute oben gehen nach Königsee oder drüben nach Ilm. Eure Kirche steht leer und ist verschlossen.“

„Gott sei Dank!“ klang es zur Antwort. „Weißt Du etwas von Arnstadt?“

„Da komme ich nicht mehr hin“, erwiderte sie kurz.

„Die Gräfin ist natürlich auch lutherisch wie alle! Doch das sind eitle Fragen! Läßt sich's der Graf noch wohl sein?“

„Wenn Ihr den Grafen Heinrich meint, der ist todt“, erwiderte die Alte.

„Todt!“ rief er mit einem Aufschrei und verstummte dann.

„Wo seid Ihr denn gewesen, daß Ihr das gar nicht erfahren habt?“ fragte Frau Anne verwundert.

Er gab keine Antwort, seine Augen hafteten am Boden; die Alte bemerkte, daß der Stab in seiner Hand zitterte.

„Ich soll Euch nicht Pater Ambrosius nennen und Junker Friedeburg auch nicht“, sagte sie, „wie heißt Ihr denn jetzt? Wo seid Ihr gewesen in den letzten Jahren, seit Ihr aus Paulinzelle fortgezogen seid? Ihr wißt ja, die Kräuter-Anne hat's immer gut mit Euch gemeint! Sagt mir, was Ihr vorhabt; ich bin nur ein altes dummes Weib, aber ich kann Euch doch vielleicht einen Fingerzeig geben.“

„Du bist mir gut, das weiß ich, und kein dummes Weib, ich hätte Dir nur immer folgen sollen, Anne. Das ist aber nun zu spät und Du kannst mir nicht

mehr helfen. Fortgezogen aus Paulinzelle, sagst Du? Vertrieben sind wir, mit Gewalt vertrieben, hinausgestoßen in die Welt, eine Beute des bösen Feindes! Sei still, Frau! Ich bin der Junker Günther nicht mehr, dem Du auf der Friedeburg Märchen erzählt hast, auch Pater Ambrosius von Paulinzelle nicht mehr, denn unser eigener Oberhirt von Mainz hat unsere Klostergelübde aufgelöst und uns wieder der Welt übergeben, der Welt und dem Satan!"

„Gott sei bei uns!" rief die alte Frau. „Sprecht doch nicht so sündlich!"

„Nicht der eheliche Sohn eines Grafen von Schwarzburg bin ich mehr", fuhr der Mann fort, „sondern nur noch meiner Mutter Sohn, der Sohn der armen Freiberger Spinnerin. Der wird sich nun schon durch die Welt schlagen. Wann ist Graf Heinrich in Arnstadt gestorben?"

„Vor sieben Jahren schon", erwiderte Anne. „Er liegt in der Frauenkirche bei seiner schönen Mutter begraben."

„Und die Gräfin? Wohnt sie noch in Arnstadt?" fragte Günther.

„Beileibe! Die Lande hat nun alle der Sondershäuser, darum nennen sie ihn auch Günther mit dem fetten Maule. Blos in Leutenberg sitzen noch Vettern

— aber das wißt Ihr ja besser, wer auf der Friedeburg haust.“

„Das weiß ich!“ erwiderte Günther. „Die Gräfin Katharina aber? Ist sie heimgekehrt nach Henneberg?“

„Ach! Das wär' ja eine Schande für das Schwarzburger Land! Wird sie nicht ein Witthum haben? In Rudolstadt auf der Heidecksburg wohnt sie und Blankenburg gehört ihr auch, da kann sie sich's schon gefallen lassen.“

Er sagte nichts mehr, sondern setzte seinen Hut auf und reichte der alten Frau die Hand.

„Wo wollt Ihr denn hin in der Nacht?“ fragte sie besorgt.

„Wo willst Du denn hin in der Nacht?“ wies er ihre Frage durch die gleiche ab.

„Ich habe Kräuter gesucht, heilsame Kräuter, die müssen bei Vollmond gepflückt werden um Mitternacht und keine Menschenstimme darf dabei zu hören sein. Das habt Ihr mir zunichte gemacht, aber Ihr konntet's nicht wissen. Nun geh' ich wieder hinauf über die schöne Eiche. Wollt Ihr nach Ilm? Das Thor ist gesperrt.“

„Mein Weg liegt da hinab“, erwiderte er, indem er in das Thal zeigte, wo das Kloster mit seiner prächtigen Kirche stand. „Was ist das für ein Haus dort? fragte er noch. „Das weiße da — ich kenne es nicht.“

„Das ist auch erst gebaut", antwortete Anne. „Ein fremder Müller ist hier angezogen."

„Du wohnst noch in Deinem Häuschen?" fragte er. Sie bejahte es und er verließ sie, ohne ihr Erbieten, daß sie ein Stück mit ihm gehen und ihm einen bequemern Pfad in das Thal zeigen wolle, zu beachten. Sie blickte ihm nach, wie er im Gebüsch verschwand, und schüttelte dann traurig den Kopf. „Was will das werden?" seufzte sie. „Warum ist er wieder ins Land gekommen?" Sie musterte den kleinen Vorrath von guten Kräutern, den sie bereits auf ihrem mitternächtlichen Gange gepflückt hatte, ehe die Störung eingetreten war. Der Segen war nun von dem Werke genommen, sie mußte heimkehren und konnte auf ihrem weiten Gange an nichts Anderes denken als an die Heimkehr des Junkers Günther, der im Kloster den Namen Pater Ambrosius geführt hatte. So jung war er Mönch geworden! Und nun, wie er sagte, war er es nicht mehr, der Erzbischof hatte den Mönchen, welche Paulinzelle verlassen mußten, ihre Klostergelübde zurückgegeben. Warum sie nicht lieber in ein anderes Kloster genommen? In Erfurt gab es ja so viele! Diese Frage drängte sich selbst der einfachen Frau auf und sie beantwortete sich das: es mochte wohl der eigene Wunsch der Ordensgeistlichen gewesen

sein, wie sehr sie sich auch gesträubt hatten, ihr schönes reiches Kloster, wo sie herrlich und in Freuden gelebt, zu verlassen. Auf dem Wald, wie das Thüringer Volk kurzweg sein Gebirge nennt, wußte man von den geistlichen Herrn in Paulinzelle gar viel zu erzählen; besaßen sie doch von langer Zeit her einen Ablaß, den ihnen der Papst verliehen, und wenn sie andere arme Sünder im Lande damit begnadigten, konnten sie ja doch auch für sich selbst davon Gebrauch machen. Nun sie endlich von dem Grafen gezwungen worden waren, auszuwandern, hatten sie wohl nicht Lust gehabt, sich in andere Klöster vertheilen zu lassen und nach strenger Ordensregel zu leben, darum hatten sie gewiß gern ihr Klostergelübde vom Erzbischof zurückgenommen. Auf Junker Günther hatte das aber Alles keine Anwendung. Der war nicht ins Kloster gegangen, um dort wie die andern zu leben, dazu war er noch viel zu jung und feurig nach mannhaften Thaten, also konnte es nur aus Frömmigkeit geschehen sein, und daß er nicht zufrieden war, der Welt zurückgegeben zu sein, das hatte er ja heute deutlich ausgesprochen. Frau Anne war keineswegs, wie sie sich selbst genannt hatte, ein dummes Weib, sie hatte Verstand genug und kam viel herum im Lande, denn wo sie einmal auf einem Edelhofe mit ihren Kräutern ge-

holfen hatte, da war sie immer den Nachbarn und Sippen empfohlen worden; selbst die gefürstete Frau Gräfin in Arnstadt hatte für eins ihrer Kinder, das der Medicus schon aufgegeben, die Hülfe der klugen Frau von Horba gesucht und sie in ihr Schloß holen lassen, zum Glück ihres Mutterherzens, denn was der Arzt mit all seiner Gelahrtheit nicht vermocht, das hatte die arme Bauerfrau mit einem Kräutertränklein zu Wege gebracht. Wie sie das gräfliche Fräulein, das nun bald eine Gräfin von Waldeck werden sollte, vom Tode gerettet hatte, so war sie auch auf dem kleinen Schloß, wo Graf Heinrich in glücklichster Ehe mit seiner Bürgerstochter von Freiberg lebte, wie eine Retterin erschienen: Junker Günther, von schwerer Kinderkrankheit befallen, verdankte ihr sein Leben, wenn er es jetzt auch wohl vergessen hatte! Sie aber vergaß Keinen, dem sie einmal Hülfe gebracht, und es war, als müsse sie alle zeitlebens lieb haben, diejenigen am meisten, die dem Tode recht nahe gewesen waren. So Junker Günther. Als er herangewachsen war und sich eine Zeit lang draußen etwas versucht hatte, war sie oft ohne ein Geschäft zu seiner Mutter gegangen, um von ihm zu hören; dann, als seine Aeltern gestorben und er bei seinem Oheim gewesen war, mehr und länger, als ihm gut, da hatte sie, ohne daß ihr Jemand einen

Wink gegeben, wohl das Unglück geahnt, das über ihn gekommen war, und darum den Tag gesegnet, der ihn den Frieden in der stillen Klosterzelle suchen ließ. Sie mußte heute, als sie langsam den Berg hinaufstieg, so lebhaft an die alte Zeit denken und war traurig, wenn sie sich zurückrief, was Günther jetzt gesprochen hatte. Er war so lange in der Fremde gewesen, welche Schicksale mußte er erlebt haben, welche standen ihm noch bevor!

Unterdessen war Günther in die Nähe des Klosters gelangt. Er wußte wohl am besten, ob es immer eine Stätte der Gottseligkeit gewesen, ob er den Frieden, den er in den heiligen Mauern gesucht, darin gefunden hatte. Aber was er auch hier an schlimmer Enttäuschung erlebt haben mochte, der Glaube, in dem er getauft und erzogen worden war, hatte dadurch nichts an seiner Kraft verloren, und das Gefühl, mit welchem er einst diese Mauern, der Gewalt weichend, mit den Brüdern verlassen hatte, war heute, als er von der Waldhöhe das Kloster zuerst wieder erblickt, mit erneuter Bitterkeit in ihm erwacht. Nicht seinem eigenen Schicksal hatten die Thränen gegolten, welche er droben auf seinem einsamen Sitze geweint hatte, sondern der grausamen Gewaltthat, durch welche das Heiligthum seiner Kirche entrissen worden war. In den

Klostergebäuden hausten nun wohl die Diener der weltlichen Macht, die sich der reichen Beute versichert hatte, da mochten sich jetzt Vogt und Amtmann, Rentmeister und Forstwart breit und laut machen — die Kirche des Herrn war der Messe auf ewig verschlossen! Mit unsichern Schritten, als ginge er selbst auf bösen Wegen, nahte sich Günther dem erhabenen Gotteshause, das in seiner ganzen Herrlichkeit vom Monde beleuchtet vor ihm lag. In der Fremde, wo er so lange verweilt, hatte er manches Meisterwerk kirchlicher Baukunst gesehen, in manchem prächtigen Dome des Südens gebetet, aber ihm war zu dieser Stunde, als könne sich keiner mit dieser Kirche seiner Heimatlandes messen. Sie ist nun längst verfallen. Die mächtigen Säulen im einstigen Mittelschiff ragen in den leeren Himmel hinauf, sie tragen kein Gewölbe mehr, auf den Mauern sind hohe Bäume emporgewachsen, nur ein Thurm ohne Spitze steht noch wohl erhalten gen Mittag, die andern sind spurlos verschwunden, die schönen Fresken über dem großartigen Portale und den Bogen zu den Seitenkapellen sind unerkennbar erloschen, die Grabsteine der alten Aebte versunken, mit Moos bedeckt und verwittert, aber noch heute machen die Ruinen von Paulinzelle, die schönsten in ganz Thüringen, den erhabensten Eindruck, dreihundert Jahre

und mehr, nachdem die Kirche verödet und dem Verfall überlassen war.

Damals stand das imposante Bauwerk byzantinischen Stils in seiner Kreuzesform mit seinen vier Thürmen noch unversehrt. Günther blieb einen Augenblick stehen und hob die gefalteten Hände zum Nachthimmel empor, als wolle er den starken und eifrigen Gott anrufen, den Frevel, der an seinem Heiligthum begangen worden, zu rächen. Dann trat er in die Vorhalle zu dem großen steinernen Becken, das jetzt leer war; er segnete sich Stirn, Mund und Brust mit dem Zeichen des Heils und kniete auf der Schwelle zu dem verschlossenen Portale nieder, um inbrünstig zu beten. Die Macht des Gebets bewährte sich an ihm auch zu dieser Stunde, und als er dasselbe beendigt hatte, legte er sich auf die Schwelle zum Schlafen nieder. Wo konnte er besser gebettet sein!

Ueber den Bergen, wo das Thal des Rinnebachs zu dem der unfernen Schwarza sich senkt, dämmerte nach der kurzen Sommernacht der Morgen auf. Hoch am Himmel stand noch der Mond, aber sein Glanz, vor welchem die Sterne der Nacht erblichen waren, fing nun seinerseits an vor den Purpurlichtern in Osten zu ermatten. Ein frischer Wind hatte sich aufgemacht und die Bäume auf den Höhen geweckt, daß

sie nun rauschend ihre Zweige regten, in denen schon einzelne Waldvögel ihren hellen Ruf hören ließen. Die Mühle weiter unten im Thale fing an zu klappern. Nur in den ehemaligen Klostergebäuden war noch Alles still, und der Schläfer auf der Kirchenschwelle, der erst spät den Schlummer gefunden hatte, lag regungslos ausgestreckt, als sollte er nie mehr zum Leben erwachen.

Da kam auf einem kleinen zottigen Klepper ein Reiter das Thal herauf; er sang ein lustiges Schelmenliedchen in den frischen Morgen hinein und pfiff von Zeit zu Zeit seinem großen Hunde, wenn dieser zu revieren begann. Es war ein alter Mann, was nach der hellen Bruststimme und nach den Worten seines Liedchens kaum zu glauben war, wenn man Alter und Ehrbarkeit als zusammengehörig betrachtet. In der Nähe der Kirche verstummte er jedoch und ritt schweigend an ihr hin; als er aber die andere Seite erreichte, wo das gegen Abend gerichtete Portal sich wölbte, stand sein Hund plötzlich und fing an zu bellen. Der Reiter sah hin und erblickte auf der Schwelle einen Mann lang ausgestreckt; verwundert rief er den Hund zurück und ritt näher, um zu sehen, wer sich diese Schlafstätte ausgesucht habe. Das Gebell hatte den Schläfer eben erweckt; er richtete sich mit einer heftigen

Bewegung auf und schaute wild umher. Ein wackeres Mannesgesicht, tief gebräunt, mit langen, von der schlechten Ruhestatt etwas wirren Haaren und einem krausen schwarzen Barte um Wangen, Mund und Kinn! Beim Anblick des Reiters, der vor ihm sein Pferd anhielt, stand der Erwachte rasch auf und faßte nach seiner Hüfte, als wolle er sich versichern, daß die kurze Wehr, die er umgeschnallt trug, ihm während des Schlafes nicht abhanden gekommen sei.

„Laßt stecken!“ sagte der Reiter lachend. „Ich thue Euch nichts, bin froh, wenn Ihr mir nichts thut. Ihr habt Euch kein Lotterbett ausgesucht, um Eure Nachtruhe zu halten.“

„Lotterbetten suche ich auch nicht!“ erwiderte der Fremde finster und hob seinen langen Wanderstab auf, der noch am Boden lag. Das war jedenfalls ein abgedankter Landsknecht, welcher sich, wie es ging, durchhalf, bis wieder einmal die Werbetrommel ging, ein gartender Landsknecht, wie der Volksausdruck lautete. Mit denen war nicht gut Kirschen essen, man mußte säuberlich mit ihnen umgehen. Ueberdem sah der Mann hier mit seinem stolzen Aufblick und den langen schwarzen Locken nicht aus wie gemeiner Leute Sohn, und der Reiter wußte ja, daß viele vom Adel, seit der Landfrieden ihm das Stegreifhandwerk

gelegt hatte, den Spieß auf die Schulter nahmen, um als gemeine Landsknechte für Sold zu dienen.

„Ein Bett auf breiter Haide, wie's im Liede heißt, nicht wahr?“ sagte der alte Mann auf die brummige Antwort.

Jetzt faßte ihn der Fremde voll ins Auge, da er bisher nur unmuthig über ihn hingeblickt hatte. Er sah eine seltsame Reiterfigur vor sich; Roß und Mann paßten sehr schlecht zusammen. Der Klepper war unansehnlich und klein, der Reiter augenscheinlich hochgewachsen, denn seine langen Beine hingen vom Sattel fast bis an die Erde hinab. Aber an sich war er ein schöner alter Mann, mit einem besonders freundlichen Gesicht und muntern blauen Augen; unter seinem dunkelfarbigen Barett quollen schneeweiße Haare hervor, die ihm noch stark, aber schlicht bis auf die Halskrause hingen, wie vom Kinn herab ein langer wohlgekämmter Silberbart wallte. Die Oberlippe zierte ein mächtiger Knebelbart, dessen Enden aufgestutzt waren. Der Reiter sah gar nicht aus, als ob er froh sei, wenn ihm Niemand etwas thue, im Gegentheil hatte er eine sehr zuversichtliche Miene, obschon eher lustig als streitbar.

„Ihr seht mich ja an, als ob Ihr mich abkonterfeien wolltet?“ sagte er, als des Fremden Blick so

prüfend auf ihm ruhte. „Oder kennt Ihr mich vielleicht?“

Wohl kannte ihn Günther, denn er hatte ihn früher gesehen; aber wenn er ihn auch nicht gekannt hätte, mußte er doch wissen, wen er vor sich hatte. Der Alte war im Lande zu bekannt, als daß Günther nicht schon von ihm hätte gehört haben sollen. Er verleugnete ihn indessen.

„Ich kenne Euch nicht, Herr“, antwortete er. „Ich wundere mich nur, wie Euch das Rößlein tragen kann.“

„Ja, mein tapferer Freund, auf das hohe Pferd kann ich mich nicht mehr setzen“, erwiderte der Alte, indem er von neuem herzlich auflachte; und da er sah, daß der Fremde die Stirn runzelte, setzte er hinzu: „Ich meine es wörtlich; die Rede ist freilich schon sprichwörtlich geworden, sie muß Euch aber nicht verdrießen. Vom Klepper aufs große Schlachtroß zu steigen, bin ich nicht mehr im Stande, meine Beine sind viel zu steif dazu. Warum sollte ich auch? In die Schlacht brauche ich nicht mehr zu reiten, und wer hoch steigt, der fällt tief. Na, Mann, was habt Ihr denn? Ihr nehmt mir ja jedes Wort übel!“

„Nicht doch!“ sagte Günther, den Ausdruck seiner Züge bezwingend, der leider stets die leiseste Regung

seines Innern verrieth. „Ich dachte nur, daß Ihr doch in jungen Jahren ein Kriegsmann gewesen sein müßt, da Ihr sagtet, Ihr brauchtet nicht mehr in die Schlacht zu reiten."

„Ich brauchte es auch früher nicht, mein Häusel ist ein Sonnenlehn! Wißt Ihr, was das ist?"

„Ich habe mit Lehen nichts zu thun, bin ein freier Mann!" erwiderte der Fremde.

„Recht so! Nun, das bin ich auch, brauche Niemand Dienst oder Abgaben zu leisten für mein Erbgut; das heißt eben ein Sonnenlehn, weil man Niemand über sich hat als Gottes Sonne!"

In den Worten wie in dem Klange derselben mochte etwas liegen, das den Fremden ansprach, denn seine Augen strahlten in stolzem Feuer auf, während er den langen Stab, auf den er gestützt stand, kräftig schüttelte. „Ihr seid also auf Eurem eigenen Zaum auf Gottes freie Straße ausgeritten?" entgegnete er.

Der Alte lachte wiederum. „Ich verstehe Euch! Ihr meint, in die Schlacht gegen reiche Krämer und Meßfahrer von Leipzig oder Naumburg!" rief er, indem er sich auf den Schenkel schlug. „Nein, guter Kriegsmann, diese adlige Mode hat der alte Valentin nicht mitgemacht, obgleich er schon manches Jahr die Sporen trug, ehe Kaiser Max den Landfrieden ver-

kündigte. Dafür haben ihn auch die Bauern vor zwanzig Jahren unmolestirt gelassen. Aber habt Ihr vom Albrecht Achilles gehört und vom Sickingen? Unter jenem bin ich zum ersten Mal und unter dem zum letzten Mal auf einem Streithengst geritten; braucht's keinem zu thun, es war immer auf meinem eigenen Zaum. Ihr habt ganz Recht, nur wem ich's zu Liebe thun mochte, da geschah's. Wo wollt Ihr denn jetzt hin, da Ihr auch ein freier Mann seid? Nehmt mir die Frage nicht übel."

„Nach dort hinunter!" Er nannte keinen Ort, den er vielleicht nicht wußte. „Nach Sachsen oder weiterhin, ich weiß es noch nicht." Es zeigten sich eben Menschen vor den Wirthschaftsgebäuden, welche neugierig herüberblickten. „Gehabt Euch wohl!" sagte er zu dem Reiter, indem er plötzlich von ihm schied.

„Wenn Ihr eine Herberg' auf ein paar Tage braucht", rief ihm der Reiter nach, „so geht nach dem Ehrenstein. „Sagt nur, ich schickte Euch, Ihr solltet auf mich warten. Ich komme morgen nach Hause."

Der Fremde wandte sich noch einmal um und zog nun doch höflich den Hut, den er, als ihn der Hund des Reiters geweckt, sogleich trotzig auf den Kopf geworfen hatte. „Viel Dank! Schönen Dank!" rief er

zurück, dann ging er auf seinem grünen Pfade weiter und es blieb zweifelhaft, ob er das gastfreie Anerbieten mit seiner Antwort angenommen oder abgelehnt habe.

„Das ist ein tüchtiger Gesell, recht, wie ich sie gern mag!" sagte der Reiter für sich, indem er ihm wohlgefällig nachsah. „Wie er heißt und was er für ein Landsmann ist, hätt' ich ihn fragen sollen. Weit kann er nicht her sein, denn er spricht nicht viel anders wie wir hier zu Lande und sieht mir auch so bekannt aus. Es ist wohl einer, der in der Fremde Pulver gerochen hat und wieder einmal Thüringer Röstwürstel riechen will. Mir soll er willkommen sein — dem Valentin ist's auch so ergangen." Damit lenkte der Alte seinen Klepper auf den Weg nach Ilm und fing das Liedchen, das er vorher gesungen, bei dem Verse wieder an, wo er es vorher in der Nähe der Kirche abgebrochen hatte:

„Er setzt das Gläslein an den Mund,
Tummel' dich, tummel' dich, gut's Weinlein!".

Mit solchen Volksliedern, an denen die Zeit ungemein reich war, pflegte sich der alte Herr seine Ritte zu verkürzen. Er kannte deren so viele, daß er daraus unter guten Freunden beim Gespräch und Meinungs-

streit stets schlagfertig seine Behauptungen unterstützen konnte und deshalb oft muthwillig dazu gereizt wurde, weil sie gar zu gern seine alten Reime hörten. Am liebsten sang er jedoch Kriegslieder, wie ihm auch Kriegsleute die liebsten Gäste im Hause waren. Ob er morgen den Braunen bei sich finden sollte?

Zweites Kapitel.

Der Gefangene.

Günther schritt an dem weißen Hause vorüber, das er gestern von der Höhe bemerkt hatte; die Mühle klapperte, in der Hausthür stand der Müller mit untergeschlagenen Armen und wunderte sich, daß der fremde Mann ohne Morgengruß an ihm vorüberging; nach seinen Federn zu urtheilen, mochte es ein schlimmer Vogel sein. Die langen wirren Lockenhaare gefielen dem ehrbaren Meister nicht, noch weniger das kurze breite Schwert, das wohl gar locker in der Scheide saß. Vor solchen Gästen, mochte es Krieg oder Frieden im Lande sein, schließt man am liebsten die Thür zu und der Meister sah mit großer Unzufriedenheit, daß gerade, als der Fremde vorbeiging, sein Stubenfenster geöffnet wurde. „Sind denn die Weibsleute

blind?" Aber das war eben nicht der Fall bei dem jungen Mädchen, dessen Hand das Schiebefenster mit den vielen kleinen, in Blei gefaßten Glasscheiben öffnete, um den fremden Mann, der hier eine seltene Erscheinung war, besser sehen zu können. Dem frischen Müllerkinde mißfiel er durchaus nicht so wie dessen Vater, und wenn dieser sich gewundert hatte, daß der bewaffnete Mensch, der ihn doch angesehen, ohne Gruß vorübergegangen war, so konnte doch die Tochter nicht recht begreifen, daß er gar nicht einmal nach dem Fenster blickte, dessen Geräusch er doch gehört haben mußte. Ein recht stolzer Kriegsmann!

„Dir werd' ich helfen! Sollst Du nach Mannsleuten ausschauen!" sagte der Müller, aus der Hausthür tretend, sobald ihn der Fremde nicht mehr hören konnte. „Du hast Dein Theil!"

„Aber der, den Ihr meint, Vater, hat mich nicht!" erwiderte das Mädchen lachend.

„Noch nicht, aber zu Michaeli! — Bringt die Mutter den Mehlbrei noch nicht? Ruf' den Knappen!" Das Mädchen verschwand vom Fenster und der Müller sah noch einmal dem Fremden nach, der eben den Hügel erstieg, über den der Richtsteig, von den Krümmungen des Thalwegs abweichend, nach dem nächsten Dorfe führte. Auch der Wanderer blieb jetzt stehen und blickte

noch einmal zurück; der Müller konnte deutlich sehen, wie er den Arm erhob und gegen Paulinzelle ausstreckte, gleichsam drohend. „Zu spät, zu spät gekommen, um ein Dutzend Jahre!“ sprach der dicke Müller vergnüglich. „Ja, das wäre für deinesgleichen ein gefundenes Fressen gewesen! So'n reiches Kloster! Jetzt findest du hier keine Schätze mehr, dafür haben die Landesherren schon gesorgt. Ist auch ganz vernünftig! Warum sollten all die Kostbarkeiten unnütz hier liegen? Ein Glück, daß vor zwanzig Jahren die rasenden Bauern nicht Alles gefunden haben!“

Die Müllerin rief ihren Mann jetzt zum Frühstück; auf der Höhe stand der fremde Wanderer immer noch und blickte unverwandt hierher. Es war dem Müller fast unheimlich und er hätte am liebsten ein paar handfeste Knechte aus dem Amte geholt, um den Schnapphahn, der gewiß einen bösen Anschlag im Schilde führte, zu vertreiben. Auf alle Fälle wollte der Müller nachher mit dem Vogt reden, damit dieser den Nachtwächter mit Spieß und Hund zu verdoppelter Aufmerksamkeit ermahne.

Günther konnte sich noch immer nicht von dem Anblicke trennen, der ihm in der klaren Morgenbeleuchtung ganz andere Gefühle weckte als gestern Nacht im ungewissen Mondlichte. Wenn Alles so ge-

blieben wäre wie zu der Zeit, da er sein friedloses Herz in jenen heiligen Mauern zu stillen geglaubt hatte, dann stände er nicht hier, ein landflüchtiger Mann, sondern geböte dort! Würde er aber darum Frieden gefunden haben? Sein Blut pulsirte schneller bei dem Gedanken, der unablässig, wie oft er ihn auch von sich gewiesen hatte, mit erneuter Macht zurückkehrte. Er wandte sich nun von dem Kloster ab, das für ihn keine Bedeutung mehr hatte, bis einst — er gab diese Hoffnung und den Glauben nicht auf! — die Abtrünnigen, welche nur eine kurze Weile ihres Siegs sich erfreuen sollten, von der Macht der Kirche niedergeworfen und alle heiligen Orte, die man ihr geraubt, dem wahren und alleinigen Gottesdienste wieder geweiht sein würden. Was dann mit ihm, der diesen glühenden Wunsch bei dem letzten Blicke auf Paulinzelle stärker denn je gefühlt, was aus seiner ganzen Zukunft werden sollte — gleichviel!

Aber die Zukunft, die ihm bisher nur eine formlose Wüstenei gewesen war, fing in seinem Geiste an sich wieder zu gestalten. Er dachte an Alles, was ihm die alte Anne erzählt hatte. Seine Heimkehr, zu welcher ihn nur sein Gefühl ohne eine bestimmte Hoffnung oder einen festen Plan getrieben hatte, gewann nun einen andern Zielpunkt: das Glück blieb

ihm zwar auf ewig versagt, wie es schon in der Stunde gewesen, als ihm zuerst das Herz in der jugendlichen Brust zu einer Leidenschaft erwacht war, welche er Sünde und Wahnsinn zugleich nennen mußte, aber eins konnte er doch jetzt mit Sicherheit gewinnen: ein Wiedersehen! Was dann weiter geschehen sollte, wußte er selbst noch nicht; vielleicht brach der Kampf aus, von dem er schon im Feldlager seines Kaisers von klugen, einsichtsvollen Männern als unvermeidlich hatte reden hören, der Kampf um das höchste Gut des Menschen, den das Schwert entscheiden mußte, da sich die Waffen des Geistes jetzt wirkungslos bewiesen hatten. In diesem guten Kampfe für den Glauben wollte dann der ehemalige Mönch von Paulinzelle als Mitstreiter siegen oder sterben.

Ohne sich unterwegs aufzuhalten, neugierig angestarrt in den Dörfern, die er durchschritt, erreichte er die Nähe von Blankenburg und rastete im Walde, um von dem kargen Vorrath, den er gestern in der Stadt sich verschafft hatte, ein mäßiges Frühmahl zu halten. Er war von Franken her über das Waldgebirge gekommen; es wäre nicht nöthig gewesen, diese Richtung einzuschlagen, da er nach dem Rhein ziehen wollte, aber der Heimat so nahe, hatte ihn ein Gefühl wie Heimweh befallen. Jetzt wußte er, warum. Heute ge-

dachte er in Blankenburg zu bleiben und, wenn er weiter gehen mußte, morgen nach Rudolstadt zu wandern. Dort war sein Grenzstein!

Während er unweit der Straße auf einem schattigen Platze im Walde saß und sein Frühstück verzehrte, ließ sich in seiner Nähe auf einmal ein helles fröhliches Gelächter vernehmen und gleich darauf von derselben Stimme eine Frage, die er nicht verstand, ebenso wenig die Antwort, welche im männlichen Tone erfolgte. Nun rauschten aber die Zweige im Gebüsch und Günther sah plötzlich einen schlanken Jüngling, der kaum den Knabenjahren entwachsen schien, vor sich stehen. Dieser stutzte bei dem unerwarteten Anblick des fremden Mannes im Gesträuch und seine Hand zuckte unwillkürlich nach dem Griff des leichten Schwertes, das er im goldgelben Wehrgehänge trug, aber sie hemmte sogleich ihre Bewegung und der Jüngling wünschte dem Fremden, in dessen Fingern er ein Stück Schwarzbrod sah, guten Imbiß. Ein älterer Mann am nun auch zum Vorschein und fragte im Tone der Autorität: „Woher des Wegs?“

Der Fremde stand ruhig vom Boden auf und antwortete: „Weither! Ihr aber, kommt Ihr von Blankenburg?“ Der Mann im schwarzen Kleide, der wohl der Hofmeister des jungen Herrn sein mochte, sah den

Landfahrer, der sich herausnahm, ihn seinerseits zu fragen, sträflich an; sein Zögling dagegen antwortete: „Ja!“

„So könnt Ihr mir vielleicht sagen, ob die Gräfin von Schwarzburg dort ist“, sprach der Fremde.

„Meine Base ist auf der Heidecksburg“, antwortete der Jüngling mit offener Freundlichkeit. „Sie hat mich bis hierher zurückbegleitet, ist aber heute nach Rudolstadt zurückgekehrt.“

„Ihr seid ein Verwandter der Gräfin?“ rief der Fremde mit einem Tone, der großen Antheil verrieth, dem Hofmeister jedoch ganz ungebührlich erschien. Er wollte einschreiten, der junge Graf kam ihm aber zuvor.

„Ich bin ein Schwarzburger, Günther von Schwarzburg, ja!“ erwiderte er. „Wir heißen alle Günther oder Heinrich.“

„Und die verwittwete Gräfin —“ fragte der Fremde, hielt aber inne, als falle ihm nun doch ein, daß er sich ungeziemend benehme.

„Meint Ihr meine Base Katharina, die Wittwe meines Oheims Heinrich?“ antwortete der junge Graf. „Ich habe sie besucht, um mich von ihr und den Muhmen zu verabschieden, denn ich gehe jetzt nach Dillenburg zum Grafen von Nassau und dann vielleicht an den Hof des Kaisers.“

Wie war es möglich, dachte der Hofmeister, daß der junge Herr aus so vornehmem Geschlecht einem hergelaufenen Menschen, der ihn vielleicht am liebsten auf der Landstraße beraubt hätte, förmlich Bescheid gab! Er mochte aber das Herz von den schönen Aussichten, die ihm winkten, so voll haben, daß er Jedem davon erzählen mußte; er war ja auch noch so jung! Der Hofmeister hielt es jedoch für seine Pflicht, weitern Unzulässigkeiten vorzubeugen.

„Wir finden schon einen andern Platz zum Ausruhen, bis der Wagen kommt, gnädiger Herr!" sagte er. „Am besten und schicklichsten wär's freilich, guter Freund, wenn Ihr uns diesen Platz räumtet."

„Nicht doch! Ich setze mich zu Euch!" rief der junge Graf. „Ihr kommt aus dem Kriege, nicht wahr? Der Kaiser hat Frieden gemacht mit dem Könige von Frankreich, da kommen viele tapfere Kriegsleute heim; bei meinem Vater in Arnstadt sind auch schon mehrere gewesen und ich habe mir von ihnen erzählen lassen. Setzt Euch doch!" Er hatte sich in das Gras geworfen, der Fremde lehnte aber zur Befriedigung des Hofmeisters die Einladung ab und blieb vor ihm stehen.

„Graf Günther von Sondershausen ist Euer Vater?" fragte er.

„Von Arnstadt jetzt! Mein Vater hat nun alles Schwarzburgische Land, bis auf Frankenhausen, wo mein Ohm Heinrich wohnt, und Leutenberg, das noch unser Vetter hat. Es ist auch schön dort, besonders auf der Friedeburg. — O bleibt doch noch! Wie heißt Ihr?"

„Ich heiße wie Ihr! Günther!" erwiderte der Fremde.

Der Graf reichte ihm lachend die Hand. „Gnädiger Herr!" rief der Hofmeister. Aber der Fremde hatte schon unbedenklich die ihm gebotene Hand ergriffen.

„Ja! Das Zeichen bemerkt Ihr auch!" sagte Graf Günther. „Jeder sieht mein rothes Kreuz in der Hand gleich! Das habe ich mit auf die Welt gebracht. Die Leute deuten's, daß ich einmal ein tüchtiger Kriegsmann werden soll. Will's Gott! Wo habt Ihr denn gestritten? Glücklich oder unglücklich?"

„Unglücklich!" antwortete der Fremde. „Jenseits des Alpengebirgs im Savoyerland — sie haben es die Schlacht von Cerisolles genannt. Und der Kaiser, der unterdessen siegreich in Frankreich eingedrungen war, hat Frieden gemacht, ehe wir die Scharte auswetzen konnten."

„Ich weiß, ich weiß!" rief der Jüngling, der mit leuchtenden Augen zugehört hatte. „Es wird aber

schon bald wieder ein Krieg mit den Franzosen sein, wo Ihr's ihnen heimgeben könnt. Ist nicht ein Zweikampf Eures Feldobersten dabei vorgefallen? Ich habe auch seinen Namen gewußt! Wie hieß er doch!" wandte er sich an seinen Hofmeister, der unmuthig die Achseln zuckte. „Ei, Ihr habt mir's ja selbst erzählt, als ihr mit den Letzten, die bei uns waren, gesprochen hattet!"

„Hildebrand von Madrusch, wenn Ihr den Namen begehrt", sagte der Fremde.

„Wie kam's denn, daß Ihr den Schweizern unterlagt?" fragte Graf Günther eifrig. Erzählt mir's!" Ich höre nichts lieber!"

„Gnädigster Herr, ich glaube, der Wagen kommt!" erinnerte der Hofmeister. „Er wird vorbeifahren, wenn wir hier im Busche versteckt bleiben."

„So stellt Euch an den Rand, bis er da ist!" sagte der Jüngling in einem hastigen Tone, der wohl verrieth, daß er sich nicht allzugehorsam seinem Erzieher fügte. Dieser zauderte, er konnte doch sein junges Herrlein nicht mit dem rohen Kriegsknecht allein lassen, da ließ sich zu seiner großen Erleichterung jetzt wirklich der Peitschenknall hören, durch welchen der Kutscher sich ankündigte.

„Sagt ihm, er soll warten!" befahl Graf Günther

rasch und der Hofmeister mußte sich fügen. — „Ich bin kein Knabe mehr!“ wandte sich der junge Herr jetzt mit munterem Blick zu dem Kriegsmann. „Nun erzählt mir recht ausführlich die Schlacht und warum sie unglücklich abgelaufen ist.“

Der Fremde hatte jedoch zu einem ausführlichen Bericht keine Lust. „Die Schlacht war halb schon gewonnen“, sagte er, „auf einmal wandte sich das Glück und wir konnten den Sieg nicht mehr halten.“ Damit brach er kurz ab, und der Hofmeister war auch wieder da, zu melden, daß der Wagen warte.

„Wollt Ihr mit mir fahren?“ fragte der junge Graf zu neuem Schrecken seines Mentors. „Im Ernst! Mein Vater freut sich, braven Kriegsleuten Herberge zu geben, solange sie wollen.“

„Ich danke Euch!“ erwiderte der Fremde kurz, ohne die Freundlichkeit des Anerbietens zu würdigen.

„Ihr wollt zu den Schmalkaldnern, ich weiß schon! Die werben, wie mein Vater gesagt hat.“

„Gegen den Kaiser? Ich habe auch gestern davon gehört — wenn's wahr ist!“ erwiderte der Fremde. „Meint Ihr, daß ich heute für den Kaiser und morgen gegen ihn streiten werde?“

Graf Günther sah ihn verwundert an; darüber machten sich doch sonst die „frommen“ Landsknechte

keine Gewissensbisse! Noch kürzlich hatte ihm der Hofmeister aus einem dicken Buche von Sebastian Frank vorgelesen von diesem „Niemand nützen Volk, das, wenn auch der Teufel Sold ausschriebe, ihm zuschneien würde wie die Fliegen im Sommer!"

„Ihr geht an den Hof des Kaisers, vielleicht auch mit in das Feldlager", fuhr der Kriegsmann fort.

„Will's Gott! Will's Gott!" unterbrach ihn der Jüngling freudig, indem er sich nun vom Rasen erhob.

„Da sehen wir uns vielleicht wieder!" sprach der Fremde. „Lebt wohl, Graf Günther von Schwarzburg!" Jetzt reichte er ihm, alle Rücksicht auf die vornehme Geburt des jungen Herrn vergessend, die Hand und sah mit besonderer Aufmerksamkeit nochmals das blutrothe Mal an, das in Gestalt eines Kreuzes in der Handfläche des Jünglings zu erkennen war. Das Kreuz, wenn es auf einen künftigen Kriegshelden deutete, konnte nur einen Streiter für den Glauben ankündigen!

„Auf Wiedersehen, mein Namensbruder!" sagte der junge Graf und gab endlich den flehenden Mienen seines Hofmeisters nach. Als hinter beiden die Zweige des Gebüsches wieder zusammengeschlagen waren, stand Günther

noch eine Weile auf seinen Stab gestützt, als bedenke er, was er eben erlebt, dann trat er auch an den Rand des Gesträuchs und sah, wie der schwerfällige Wagen, der auf dem Wege hielt, sich mit seinen Insassen langsam in Bewegung setzte.

Das war also der Sohn des reichen und mächtigen Grafen, der jetzt alle Schwarzburgischen Lande wieder vereinigt hatte, außer Leutenberg, wie sein Sohn eben gesagt. „Dort ist's auch schön, besonders auf der Friedeburg!" O ja! Graf Johann Heinrich lebte also noch, der Abtrünnige, der aus Eifer für den katholischen Glauben eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hatte und daselbst zum Ritter geschlagen worden war, bald darauf aber dennoch die Religion gewechselt und seine ganze Herrschaft der Irrlehre übergeben hatte! Hinweg mit diesen Gedanken!

Günther trat seine Wanderung wieder an und erreichte die Stadt, wo ihm am Thore Schwierigkeiten über den Einlaß gemacht wurden. „Euresgleichen können wir hier nicht brauchen!" sagte der Thorwart aus seinem Fenster. „Wir wollen in Frieden leben."

„Werde ich den Frieden stören?" rief Günther unwillig.

„O das kennt man schon! Pochen und prahlen

und dann raufen! Hier ist ein Zehrpfennig, dann geht Eurer Wege!"

„Bin ich ein Bettler?" rief der Wanderer heftig. „Ich will in Eurem Nest nicht bleiben, nur einen freien Durchzug verlange ich. Ihr sprecht von Frieden und sperrt Euer Thor am hellen Tage, als wären wir noch im Bauernkriege?"

„Aha!" sagte der Thorwart. „Liegt da der Hase im Pfeffer? Na, geduldigt Euch nur; in einer Stunde wird das Thor wohl offen stehen, wenn sie den Kumpan haben. Wollt Ihr's aber durchaus wissen, es ist ein Uebelthäter entsprungen, der steckt noch in der Stadt, und bis er aufgefunden ist, sind alle Thore gesperrt. Wenn Ihr ihm etwa durchhelfen wollt, damit ist es nichts."

„Die Gräfin ist doch nicht mehr hier?" fragte Günther so hochfahrend, daß er den Thorwart stutzig machte.

„Was geht Euch die Frau Gräfin an?" entgegnete er etwas herabgestimmt. Noch ehe der Fremde jedoch antworten konnte, wurde der Thorwart von innen gerufen, drehte sich um und hörte, was ihm gemeldet wurde. „Haben sie ihn?" rief er, und gleich wieder zu dem Kriegsmanne sich wendend, der vor dem verschlossenen Thore stand, bedeutete er ihn, daß er kommen

werde, ihn einzulassen, der entwischte Vogel sei wieder eingefangen. Als er Günther aufgeschlossen hatte, fragte ihn dieser, wer der Gefangene sei und was er verbrochen habe. Der Thorwart sah ihn aber mißtrauisch von der Seite an und gab ihm keine befriedigende Antwort, da er der Meinung war, daß der verdächtig aussehende Mann, der ihn so stolz angefahren hatte, doch vielleicht ein Spießgesell des Verbrechers sein könne, besonders da er vom Bauernkriege gesprochen hatte. Der war freilich schon zwanzig Jahre vorbei, und so alt sah der Mann hier nicht aus, daß er Theil daran genommen haben konnte, aber es waren damals, wo Alles verrückt geworden war, auch Buben von zehn, zwölf Jahren mitgelaufen.

„Damit Ihr mich nicht für einen Bettler haltet!“ sagte der Fremde, indem er aus seinem Beutel eine kleine Silbermünze nahm und sie dem erstaunten Bürgersmann in die Hand steckte. Das ging über dessen Begriffe. Geben ist freilich seliger denn nehmen, aber im Landsknechtskatechismus stand das sonst umgekehrt.

Als Günther über die Gasse schritt, wälzte sich ihm ein Volkshaufen entgegen, in dessen Mitte es von Hellebarden blitzte; es waren Bewaffnete, welche den Gefangenen daherführten, von einer neugierigen Menge begleitet. Günther trat in die Thürnische eines Hauses,

um den Zug bei sich vorbei zu lassen. Zwischen zwei Hellebardenträgern, die Hände auf den Rücken gebunden, schritt der Gefangene, ein kleiner, schmächtiger Mann, dessen Wesen aber kein Zeichen von Niedergeschlagenheit oder Furcht verrieth; er trug vielmehr den Kopf aufgerichtet und seine Augen blitzten nach allen Seiten umher. Darum war die Volksmenge, die mit ihm zog, so still; Jeder, den sein Blick traf, verstummte im lebhaftesten Gespräch und wagte ihn nicht mehr anzusehen, als könne der Bösewicht mit seinen Augen schon Schaden anrichten. Wenn es von den Blankenburgern abgehangen hätte, so wäre das Todesurtheil, das ihm doch wohl gesprochen war, gleich an ihm vollstreckt worden.

Er blickte jetzt auch nach dem Thorwege, unter welchem Günther stand, und beider Augen begegneten sich. In dem Gesichte des Gefangenen zuckte es, aber er wandte den Kopf sogleich hinweg und war unter den Menschen, die ihn meist überragten, nicht mehr zu sehen. „Wer ist der Mann? Und was hat er gethan?“ fragte Günther einen Bürger, der in seiner Nähe stehen blieb und nicht weiter mitgehen wollte.

Der Bürger musterte erst den Fremden, welcher diese Frage an ihn richtete, und antwortete dann: „Wer das ist? Einer, der Blut vergossen hat!“

„Der Unglückliche!“ sagte Günther, indem er noch einen raschen Blick nach den blanken Hellebardenspitzen über dem Volkshaufen warf.

„Habt Ihr Mitleid mit einem Mörder?“ entgegnete der Bürger. Was er sich aber dabei denken mochte, verschwieg er weislich, ließ sich auch mit dem Fremden, dessen Handwerk wohl ebenfalls Blutvergießen sein mochte, nicht weiter ein, sondern schritt eiligst über die Gasse seines Weges zurück. Günther folgte jetzt dem Zuge, er mußte sehen, wo der Gefangene blieb. In der Stadt schien man ihn nicht behalten zu wollen, schon durchzogen die Häscher mit ihm das Thor und der Knäuel der Menschen ballte sich hier. Die meisten gingen nicht weiter mit, sie waren zufrieden, den gefährlichen Menschen aus ihrem Weichbilde sicher entfernt zu sehen, nur wenige begleiteten ihn darüber hinaus.

„Der Arme!“ sprach Günther noch einmal vor sich hin. „Hat er Blut vergossen? Wessen Blut?“ Er war ebenfalls wie die Andern umgekehrt, als er bemerkt hatte, daß man den Gefangenen weiter führte. Das düstere Bild des Gebundenen begleitete ihn auf seinem Wege nach der kleinen Herberge vor dem andern Thore der Stadt, wo er Mittag machen wollte. Hier fand er in der Wirthsstube viele Gäste, die über den

Vorfall noch in großer Aufregung waren, und ohne zu fragen, hatte er bald so viel gehört, daß er sich den Zusammenhang denken konnte. Vor kaum einer Stunde, wie es schien, war ein reitender Bote von Rudolstodt gekommen, und gleich darauf hatte der Bürgermeister befohlen, die Thore zu sperren; es waren von der Fleischergilde vier tüchtige Gesellen aufgeboten worden, die unter Anführung des Stadtweibels und Frohnvogts überall nachgespürt hatten; ein Mörder, hatte es geheißen, sei aus dem Gefängnisse entsprungen und hierher geflüchtet, wo er sich irgendwo, wahrscheinlich bei guter Freundschaft, versteckt habe. Lange hatten die Metzgergesellen, die mit Spießen und kurzen Wehren bewaffnet worden, vergeblich gesucht, endlich war der Verbrecher gefunden worden, wo ihn freilich kein Mensch vermuthet hätte: im Keller des Predigers. Wie er dahin gekommen, ob ihm der geistliche Herr wohl gar aus Mitleid eine Freistatt gewährt hatte, darüber waren die Meinungen ebenso getheilt wie über die Persönlichkeit und das eigentliche Verbrechen des Gefangenen. Bald nannte man diesen, bald jenen Namen, keinen, der nicht Widerspruch gefunden hätte.

Günther saß im Winkel bei der einfachen Kost, die er sich hatte geben lassen, und hörte still dem lauten

Reden und Streiten zu. Kaum eine Stunde war vergangen, seit der reitende Bote von Rudolstadt den Befehl, auf den Entsprungenen zu fahnden, nach Blankenburg gebracht hatte, also jedenfalls noch während der Anwesenheit des jungen Grafen von Schwarzburg, vielleicht auch noch, ehe die Gräfin, seine Tante, die Stadt verlassen hatte. Und nicht die kleinste Andeutung über ein Ereigniß, welches doch gerade für ihn in seinem Alter ein ungewöhnliches war, hatte Günther von ihm vernommen! War ihm das Schicksal eines Menschen, der, wenn er auch eine schlimme That begangen hatte, eben deshalb unglücklich war, schon gleichgültig? Hatte er das warme Gefühl für die Menschheit in seinem Grafenschloß schon als Knabe verloren? Da traf plötzlich ein Name sein Ohr, bei welchem er unwillkührlich auffuhr. „Der Gosmar ist es, Ihr könnt mir's glauben!" rief eine starke Stimme, die Andern überschreiend. „Ich habe mir den feinen Gesellen genau besehen und kenne ihn ja nicht von heute und gestern!"

„Gosmar! Das fehlte noch! Der kann's nicht sein!" hörte man durcheinander reden, Andere fragten: „Wer ist Gosmar? Was weißt Du von ihm?"

„Wenn Ihr so schreit, werdet Ihr's nicht erfahren!" sagte der Erste, ein rußiger Mann, offenbar ein Feuer-

arbeiter, ein Schmied oder Schlosser. Da geboten Viele Ruhe, es währte aber eine lange Weile, ehe die Andern bei ihren abweichenden Meinungen still wurden. „Wirthshaus!“ rief der Schmied, mit seinem Kruge aufstampfend. Lachend leerten Viele noch ihre Krüge und stampften auch nach mehr, der Wirth trug auf und es dauerte wiederum eine lange Zeit, ehe der neue Lärm sich beruhigte.

„Ja, Herr, das ist unsere lustige Thüringerart!“ sagte ein Bürger, der sich zu Günther an den kleinen Tisch im Winkel gesetzt hatte. „Jetzt werdet Ihr aber hören, wer der Gefangene eigentlich ist! Ihr wart ja so neugierig darauf!“ Günther erkannte den Mann, den er in der Gasse nach dem Vergehen des Gefangenen gefragt hatte. „Ihr kennt ihn wohl auch?“ fuhr der Bürger fort, indem er Günther dreist ins Gesicht starrte; hier war er ja sicher vor einem gewaltthätigen Bescheide.

Die Andern schrieen jedoch wiederholt: „Stille!“ und überhoben Günther dadurch einer Antwort.

„Ich will Euch sagen, wer der Gosmar ist“, sagte der Schmied jetzt. „Aber laßt mich ausreden. Ich habe das Zwischenschreien satt. Wenn Ihr mich anhören wollt, gut! Wo nicht, scher' ich mich auch nicht drum und behalte meine Geschichte für mich.“ Sie

gelobten ihm laut tobend, ruhig zu sein. Als sie das endlich waren, begann er: „Vor etlichen dreißig Jahren — ja, Gevattern, sitzt stille! Ich muß so weit anfangen! Vor etlichen dreißig Jahren war ein junges Gräflein von Unsern auf die Wanderschaft gegangen" — Ein allgemeines Gelächter unterbrach ihn und Günther's dunkles Gesicht färbte sich noch dunkler.

„Auf die Wanderschaft, sag' ich!" wiederholte der Schmied, mit der rußigen Faust auf den Tisch schlagend. „Warum sollen Grafen und Herren nicht auch wandern, müssen's immer Handwerksgesellen sein?" Günther's Nachbar stieß diesen mit dem Ellenbogen an und flüsterte ihm ins Ohr: „Es zug gar mancher Landsknecht frisch" — „Graf Heinrich hieß er", fuhr der Schmied fort, „sie rechnen ihn nicht mehr mit, Ihr sollt gleich hören, warum, sonst müßt es der einundvierzigste gewesen sein. Ja, das weiß ich Alles — lacht nur! Mir hat's einmal der Doctor Warnheimer gesagt, der gestern hier war mit dem jungen Arnstädter Grafen, der führt eine Liste über alle Schwarzburger und numerirt sie! Mein Graf Heinrich ging in die Fremde, um sich was zu versuchen, und kam auch ins Sachsenland, wo noch Herzog Georg regierte, des jetzigen Herzogs Moritz Ohm."

„Der so blind katholisch war und seine Söhne

schwören ließ —" rief Günther's Nachbar herüber, wurde aber mit seiner Weisheit gleich zur Ruhe verwiesen.

„Still, Schuster!" rief der Schmied. „Auf Dein Geweck komme ich gleich zu sprechen! Von der Religion ist hier gar nicht die Rede. Hat der Sachse seine Söhne schwören lassen, beim katholischen Glauben zu bleiben, so hat's der Brandenburger auch gethan, und wenn sich die Söhne überall nicht dran gekehrt haben —"

„Wie unser seliger Graf!" ließ sich der Schuster gleich wieder vernehmen, rief aber dadurch einen Sturm gegen seine Redseligkeit hervor, die nur der Faustschlag auf den Tisch wieder beschwichtigte.

„Du hast Deine Klugheit auf dem Schemel geholt, ich draußen, Gevatter!" sagte der Schmied. „Wenn Du auch ein Schuster bist, ein Hans Sachs doch nicht, also laß mich reden. Das Gräflein kam also nach Sachsen und schaute sich in den Städten um, kam auch nach Annaberg im Erzgebirge, und wie's so geschehen ist, weiß ich nicht, aber er sah dort eine arme Spinnerin, die wunderschön war, eine Schusterstochter aus Freiberg. Da hast Du's, Gevatter! In die verliebte er sich, und da sie ein züchtiges, frommes Mädel war, wollte er sie heirathen — schreit nicht so!

Er hat sie auch nachher geheirathet, Euch zum Trotz, die Ihr darüber lacht! Natürlich waren sein Vater und alle Vettern in Harnisch gerathen, als er heimkam und sein Vorhaben aussprach, und sie hätten ihn am liebsten eingesperrt. Aber das wollte der Vater nicht, dafür schrieben sie dem Herzoge von Sachsen und stellten ihm die Sache vor, und der ließ sich endlich rumkriegen, weil er eine Heirath mit der Spinnerin fürstlicher Ehre doch nicht für passend hielt, und ließ sie in einen Thurm sperren zu Annaberg im Erzgebirge. Aber was sich ein Thüringer in den Kopf gesetzt hat, das läßt er nicht, und unsere Schwarzburger Herren sind von der besten Thüringerart, schon seit dem Kaiser Günther, vorher und nachher! Graf Heinrich hatte einen treuen Roßbuben, der hieß Gosmar — Gosmar, ja, derselbe, den sie heute mit Stricken gebunden nach Arnstadt abgeführt haben! Heut' ist er bald fünfzig Jahre, damals war er nicht viel über zwölf, aber schlau wie ein Fuchs und gewandt wie eine Katze, der Bengel! Den setzte der junge Graf auf die Spur, der Bube spürte ihm aus, wo das Mädel saß, bestach den Thürmer mit Geld, das ihm sein Herr gegeben hatte, der Thürmer ließ das Mädel bei stiller Nacht heraus, Gosmar führte sie vor das Stadtthor, da lag der Graf mit einigen

Reitern im Versteck, fort ging's im Galopp, und auf seinem Schlosse wartete der Priester schon, beide ehelich wie andere Christenleute zusammenzugeben. Das hat der Gosmar gethan."

Ein lauter jubelnder Beifall brach aus. Man hörte den braven Roßbuben in vielen Ausdrücken loben, und vor einer Stunde hatten sie denselben Menschen, der nun ein älterer Mann geworden war, mit Verwünschungen über die Gasse verfolgt, als ihn die Häscher hinwegschleppten, und waren nur zuletzt vor seinem bösen Auge verstummt. Dieser Gedanke war Günther gekommen und er blickte verächtlich auf die lauten Schreier. Sie erinnerten sich vor der Hand noch nicht, was aus diesem Roßbuben geworden war, seine glückliche That nahm sie ganz in Anspruch: ein armes Bürgermädchen war dadurch zum Eheweibe eines hochgeborenen Grafen geworden. Sie konnten es aber gar nicht begreifen, daß man das Paar nicht wieder getrennt und die junge Frau in ein Kloster gesteckt hatte — zur katholischen Zeit war's ja doch noch gewesen.

„Weil Ihr die Nase nicht aus Eurer Werkstatt steckt!" sagte der Schmied. „Habt Ihr niemals von der schönen Bernauerin gehört, der Baderstochter? Dumm genug seid Ihr dazu. Ich sage Euch, der Graf lebte mit seiner

Frau lange Zeit glücklich, nun sind aber beide schon todt."

„Die Geschichte wissen wir — ist ja nur ein paar Stunden von Blankenburg — es lief im ganzen Lande herum, warum sollen wir's denn nicht gehört haben!" so hieß es jetzt von mehreren Seiten. Die ältern Bürger, wie es zu geschehen pflegt, waren bisher vor dem jüngern, lautern Geschlecht nicht zu Worte gekommen, und einer behauptete sogar, die Bürgerstochter mehrmals gesehen und gesprochen zu haben, denn sie sei gar nicht stolz geworden und habe nicht vergessen, daß sie als armes Mädchen um das liebe Brod gesponnen habe, wenn sie auch hernach eine Frau Gräfin geworden sei.

„Frau Gräfin!" wiederholte der Schmied auflachend. „Die rechte Frau des jungen Grafen ist sie gewesen, Frau Gräfin darum noch lange nicht. Aber davon versteht Ihr nichts. Wenn Ihr von der schönen Bernauerin etwas gehört hättet, so würdet Ihr wissen, daß sie einen Herzog von Baiern geheirathet hat, aber darum doch nicht Frau Herzogin geworden ist. Nicht wahr, weil Eure Frau gleich Frau Meisterin heißt! Denkt Ihr, das Knäblein der Spinnerstochter sei etwa ein Graf von Schwarzburg geheißen?"

Günther stand auf, um die Stube zu verlassen;

sein Nachbar sah verwundert zu ihm auf und fragte ihn, ob er nicht weiter hören wolle, was denn eigentlich aus dem Roßbuben geworden sei, von dem der Schmied doch noch mehr erzählen müsse. Er erhielt aber keine Antwort, der fremde Mann schien seine Frage gar nicht gehört zu haben. Desto schärfer drang ihm eine andere in das Ohr, als er eben die Schwelle erreichte.

„Einen Jungen hat sie gehabt? Was ist denn aus dem geworden?" So hörte Günther auf die Rede des Schmieds lachend fragen. Er wartete die Antwort nicht ab, sondern ging rasch hinaus. Mehrere blickten ihm kopfschüttelnd nach. Der Bewaffnete war ihnen schon lange ein unliebsamer Kumpan gewesen.

Drittes Kapitel.

Eine Waldblume.

Am Scheidewege! Rechtshin führte die Teufelstreppe steil in das Thal, das die Schwarza zwischen schroffen Wänden durchrauscht, drüben auf der Höhe lag die einst so herrliche Veste, welche darum die blanke Burg genannt worden war, statt Greifenstein, wie sie früher geheißen, noch ehe sich in ihrem Schutz und Schirm ein Städtchen angebaut hatte, und links hinab, dem kurzen Lauf der Schwarza zur Saale folgend, zog sich der Thalweg nach Rudolstadt, über dem sich das stolze Grafenschloß erhebt, die alte Heidecksburg.

Noch war es Zeit, am Scheidewege einen andern Entschluß zu fassen! Dazu gehörte aber Stille und Klarheit; der Sturm, welcher in Günther's Brust und Kopf geweckt worden war, hatte noch nicht ausgetobt. Er

warf kaum einen flüchtigen Blick zur Rechten, wo die Bergmasse zwischen der Rinne und Schwarza die Stadt überragt, sondern wandte sich trotzig auf den Pfad, um das Ziel, das ihn wie mit magnetischer Kraft anzog, bald zu erreichen. Es war aber doch ein Kampf in ihm entstanden in dem Augenblicke, als man ihm den Namen des Gefangenen genannt hatte, der um eines schweren Verbrechens willen, wie es hieß, nach Arnstadt geführt wurde. Wenn er ihm gefolgt wäre hinaus auf den einsamen Weg, der Angriff eines herzhaften Mannes hätte die vier Spießbürger in die Flucht gejagt und den Gefangenen befreit. Eine Pflicht der Dankbarkeit wäre es gewesen! Hätte er ihn erkannt, als er an ihm in der Gasse vorüberging und beide so fest sich ansahen, so würde er vielleicht, ohne sich zu besinnen, gethan haben, was ihm der Geist zu spät jetzt vorhielt. Ob Gosmar ihn erkannt hatte? Wie lange war es her, seit er ihn zum letzten Male gesehen? Günther war den Knabenjahren nicht entwachsen gewesen, noch nicht so alt als sein junger Namensvetter mit dem blutrothen Kreuzmal in der Hand, den er heute in seiner Waldrast getroffen hatte. Damals ein Knabe, den die Leute seines zarten, der Mutter ähnlichen Gesichts und Wesens halber das Jungfräulein nannten, und heute ein wettergebräunter

Mann, vom Bart entstellt, damals in zierlich bunter Herrenkleidung, mit welcher der Wille des Vaters gegen den Wunsch der bescheidenen Mutter ihn schmückte, heute in der dunklen Tracht eines gemeinen Kriegsmannes — wie wäre es möglich gewesen, ihn wiederzuerkennen? Und doch hatte Günther bemerkt, daß es dem Gefangenen über das Gesicht gezuckt war, als er ihn angeschaut, und daß er den Kopf zur Seite gedreht hatte, als schäme er sich, in dieser schimpflichen Lage betroffen zu werden! Daß aber Gosmar's Gesicht so ganz dem Gedächtniß seines einstigen Lieblings, den er so oft auf den Knieen gewiegt, den er reiten und fechten gelehrt, im Laufe der Jahre hatte entschwinden können! Jetzt, wenn er sich das blasse Gesicht des kleinen, schmächtigen Mannes zurückrief und an die alten Zeiten lebhaft dachte, konnte er freilich die Züge wiederfinden, die ihm, wenn auch in ungewissen Linien, vorschwebten; aber wie sehr mußten sie sich verändert haben! Schwere Schicksale waren wohl über ihn gekommen, seit er den Dienst seines Herrn um eines geringfügigen Umstandes willen verlassen hatte, geringfügig jedenfalls, da sich Günther nicht mehr darauf besinnen konnte; vielleicht hatte er ihn auch gar nicht erfahren. Ihm war dunkel, als habe sein Vater lachend über die heimliche Flucht

des Gosmar gesprochen und dabei die Mutter geküßt, wessen er sich sonst nie erinnern konnte; diese alte deutsche Züchtigkeit vor den Augen der Kinder war freilich mit dem Einbrechen welscher Sitten verloren gegangen. Wie hart aber auch das Schicksal dem entwichenen Marstaller mitgespielt haben mochte, gebeugt hatte es ihn nicht, das bewies seine Haltung inmitten der bewaffneten Schergen; blaß und elend war er geworden, sodaß er dem Bilde, welches Günther noch von ihm hatte, nicht mehr entsprach, aber furchtsam und erbärmlich sah er nicht aus, besonders sein Blick hatte etwas so Keckes und Zuversichtliches, daß er selbst wohl an keine wirkliche Gefahr für ihn glaubte. So konnte Günther, da es jetzt unmöglich war, ihn auf dem Transport noch einzuholen oder gar zu befreien, nichts weiter thun, als ihn seiner eigenen Kraft überlassen.

Er entschlug sich des Gedankens, der ihn wie ein Vorwurf traf, und wandte sich im Geiste von dem fremden Schicksale wieder dem eigenen zu. Als er die Heimat nach der gewaltsamen Aufhebung des Klosters verlassen hatte, war es mit dem Entschlusse geschehen, sie nie wieder zu betreten; darum hatte er auch die Lösung seiner Gelübde angenommen, er wollte im Kriege sein Schicksal suchen, am liebsten im Kriege

gegen die Abtrünnigen vom wahren Glauben, welche mit frevelnder Hand das Heiligthum der Kirche entweiht hatten. Zu jener Zeit war aber gerade der Religionsfriede in Deutschland geschlossen worden, welcher ihm vor der Hand jede Aussicht auf den guten Kampf benahm. Er war also ganz aus dem deutschen unheilvoll zerspaltenen Vaterlande hinausgewandert und hatte wenigstens gegen andere Ungläubige unter den Fahnen des Kaisers gekämpft, welche dieser siegreich in Afrika vor Tunis entfaltet hatte. Seitdem Krieg auf Krieg gegen den König von Frankreich! Auch zu Günther war der Lockruf gedrungen, der immer wieder deutsche Krieger, verlorene Söhne ihres Vaterlandes, unter das Lilienbanner geführt hatte, trotz der entsetzlichen Niederlage von Pavia, in welcher viele Tausende von ihnen ihr Herzblut im Bruderkampfe gegen Frundsberg's Schaaren vergossen; Günther hatte aber sein Ohr den schmeichlerischen Verheißungen verschlossen, die ihm, der ja auch ein verlorener Sohn, ein Ausgestoßener seines Vatergeschlechts war, verführerisch genug klangen; man hatte seine Herkunft erfahren und ihm in Frankreich für Dienste, die er leisten sollte, Rang und Titel mit reichem Grundbesitz versprochen. Er hatte das stolz ausgeschlagen und war auf dem letzten Schlachtfelde dieser Kriege, wo der Sieg seinem Kaiser einmal

untreu geworden war, schwerverwundet liegen geblieben. Ohne den barmherzigen Beistand eines armen italienischen Landmanns, der ihn vor dem Einschaufeln mit den Todten gerettet, in seine Hütte genommen und gepflegt hatte, wäre er verloren gewesen — er wußte kaum, ob er es ihm danken sollte! Denn mit dem wiedergeschenkten Leben war auch das Bewußtsein der alten Tage in ihm erwacht und für die Wunden des Körpers, die sich geschlossen hatten, die viel qualvollern der Seele wieder aufgebrochen. Ein wahrhaftes Heimweh hatte ihn erfaßt und über die Alpen getrieben. Nun war er in seiner eigensten Heimat! Jenseits der Berge, durch welche zu seiner Rechten die Saale floß, lag das Schloß, in welchem er geboren und unter den Augen seiner liebevollen Mutter, mit Vorliebe gehegt von seinem ritterlichen Vater, erwachsen war; dort lag auch die andere Burg, von welcher er den Namen trug, da er den seines väterlichen Geschlechts nicht führen durfte. Auch diesen Namen trug er nicht mehr. Nach jener Seite zog es ihn nicht, denn die Augen, welche zärtlich auf seine Kindheit geblickt hatten, waren längst geschlossen und das Haus seines Vaters dem Haupte der Linie wieder zugefallen. Wandte er das innere Auge nach andern Stätten, wo er als Jüngling Tage des Glücks und

namenlosen Elends verlebt hatte, so erblickte er das Schloß von Arnstadt, wo nun ein anderer Gebieter herrschte als damals; er sah die verschlossene Kirche von Paulinzelle, vor deren Thür er geweint hatte — nirgends eine Stätte, wo er sein Haupt niederlegen, wo sein Herz gesunden konnte. Und vor ihm die Heidecksburg — welches Recht hatte er, sie jetzt zu betreten? Welcher Wahnsinn flößte ihm eine Hoffnung ein, die er nimmer hegen durfte, zu der ihn auch nicht der schwächste Schimmer eines Anlasses berechtigte?

Als er in diesen freudlosen Betrachtungen düster gestimmt seinen Weg langsamer verfolgte, hörte er plötzlich hinter sich ein heiteres Lied von einer hellen, wohlklingenden Mädchenstimme singen. Er blieb stehen und sah sich um; die Weise war ihm bekannt, er hatte das Liedchen wohl selbst in seinen Knabenjahren aus fröhlicher Brust, die noch keinen Harm kannte, in den Bergen erklingen lassen. Die Sängerin verstummte aber in demselben Augenblicke, als er sich umsah, sie hatte ihn auf dem Bergpfade im Walde erst jetzt bemerkt und blieb stehen wie er, da sie sich vor dem fremden Manne fürchten mochte. Es war ein junges Mädchen, das einen Blumenstrauß in der Hand trug; einen Moment nur stand sie still, dann setzte sie ihren Gang fort, obgleich der Fremde

offenbar auf sie wartete. Furcht war nicht ihre Art, auch hatte sie den Mann jetzt schon erkannt, sie war seinetwegen heute Morgen sogar von ihrem Vater gescholten worden. Ruhig blickte sie den Fremden an und grüßte ihn; es war nicht mehr der fromme Gruß, wie er ihn in seinen jüngern Jahren stets gehört und selbst gesprochen hatte; dem Volke war jetzt ein anderer gelehrt worden, als brauche es des Herrn nicht mehr zu gedenken.

„Der Pfad hier führt doch nach Rudolstadt?“ fragte er, als das Mädchen an ihm vorübergehen wollte.

„Jawohl!“ erwiderte sie. „Habt Ihr Euch verirrt? Ihr müßtet schon dort sein!“

„Wie das?“ entgegnete er. „Ich komme von Blankenburg.“

„Ja! Aber in Paulinzelle seid Ihr so früh am Morgen gewesen, daß Ihr jetzt schon lange in Rudolstadt sein müßtet.“

„In Paulinzelle?“ widerholte er. „Hast Du mich dort gesehen?“ Bei dieser Frage hatte er sie erst mit einem vollen Blick angeschaut, da er bis dahin nur flüchtig über sie hingeblickt. Er war überrascht von der Lieblichkeit ihres feinen Gesichts, und der Eindruck, welchen dasselbe auf ihn machte, verrieth sich viel-

leicht in seiner Miene, denn das Mädchen erröthete. Auch das einfachste Kind des Volkes versteht die stummen Zeichen, daß es gefällt. Sie schlug ihre braunen Augen vor dem Blicke des Fremden nieder, der nur einen Moment auf ihr geruht hatte, und sagte: „Freilich hab' ich Euch gesehen; Ihr gingt an unserer Mühle vorbei." Damit wollte sie mit kurzem Scheidegruß ihn stehen lassen, er gesellte sich aber zu ihr. „Du gehst auch nach Rudolstadt?" fragte er in gleichmüthigem Tone.

Sie bejahte es, seine Begleitung schien ihr jedoch unangenehm zu sein, denn sie runzelte ein wenig die Stirn, was ihrem feinen Gesicht einen eigenthümlichen energischen Ausdruck lieh. Günther ließ sich aber dadurch nicht abschrecken.

„Bist Du die Tochter des fremden Müllers, der sich in Paulinzelle angebaut hat?" fragte er sie.

Sie bejahte es wiederum kurz und antwortete auf die Frage, von wo ihr Vater hergezogen sei: „Aus dem Voigtland." Ihm war schon, als er sie prüfend angeblickt, ihr fremdartig geknüpftes Kopftuch aufgefallen, das über dem braunen, glatt gescheitelten Haar zu beiden Seiten kleine gefällige Schleifen keck emporstehend zeigte und ihrem Gesicht besonders gut stand. Das war also voigtländische Tracht.

„Wie heißt Du?“ fragte er sie freundlich in einem Tone, der mehr geeignet war, Vertrauen zu wecken, als daß er sie verletzt hätte, denn er klang nicht leichtfertig oder aufdringlich. Dennoch erröthete sie bei der Frage von neuem und beantwortete sie, ohne aufzublicken: „Lisbeth.“

„Kennst Du —“ wollte er wieder fragen, aber er hielt plötzlich inne, als besinne er sich eines Andern, und sie wurde dadurch veranlaßt, ihn anzuschauen. „Wen denn?“ fragte sie.

„Ich meinte Jemand, von dem Du wohl nicht viel wissen kannst“, erwiderte er. „Auf der Heidecksburg bist Du wohl niemals gewesen?“

„O ja, lieber Herr. Ich gehe gerade jetzt hin; meine Muhme ist dort verheirathet und ich habe von meinem Vater etwas an sie zu bestellen.“

„Wirklich?“ rief der Fremde. Ihre Rede hatte auf ihn einen aufregenden Eindruck gemacht, doch bemerkte sie das nicht, denn sie hatte, ihre Augen nach dem schnellen Aufblick schon wieder gesenkt.

„Ja, die Muhme hat meinem Vater einen Brief geschrieben, darauf soll ich ihr die Antwort bringen“, sagte sie.

„Ist es oben schön?“ fragte er wieder ganz gleichmüthig.

„Ach, so schön!“ rief sie. „Da sieht man über die Stadt und über die Saale hin — seid Ihr noch nicht oben gewesen?“

„Vor langer Zeit einmal“, erwiderte er. „Ich weiß aber nicht viel mehr davon, ich war noch ein Knabe. Damals wohnte dort der Erbgraf, dem sein Vater erlaubt hatte, der falschen Lehre, die er angenommen hatte, dort in aller Stille zu leben. Davon weißt Du nichts.“

Sie sah ihn zweifelhaft an, denn sie wußte wirklich nicht, was sie sich bei seinen Worten denken sollte. Sie selbst war zu jung und nicht lange genug hier im Lande, um von jener Zeit etwas gehört zu haben. Der Erbgraf, welchen der Fremde meinte, war der nun schon seit sieben Jahren verstorbene Herr des Landes; er hatte bei Lebzeiten seines Vaters, welcher dem katholischen Glauben mit unerschütterlicher Festigkeit anhing, viel zu leiden gehabt, da er sich der Reformation zugewandt hatte, und nur der Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen, der noch immer gehofft, auch den Grafen von Schwarzburg für Luther's Lehre zu gewinnen, hatte es der Erbgraf zu danken gehabt, daß ihm der Vater endlich gestattet hatte, seinen protestantischen Gottesdienst zu Rudolstadt, das er ihm angewiesen, in aller Stille und im engsten Kreise zu

halten. Als der Wanderer, welcher jetzt von jener Zeit gesprochen, an die Folgen dachte, welche diese Duldung gehabt, wie Graf Heinrich gleich nach dem Tode seines Vaters den Irrglauben, wie der gewesene Mönch von Paulinzelle ihn nannte, im ganzen Lande eingeführt und Niemand, der sich ihm nicht fügen wollte, die Duldung gewährt hatte, die ihm selbst zu Theil geworden, da nahm sein dunkles Antlitz einen finstern, fanatischen Ausdruck an und er schritt eine Weile schweigend neben dem Mädchen her, dem in seiner Rede besonders das Wort von der falschen Lehre aufgefallen war. Was mochte er damit gemeint haben?

„Graf Heinrich ist gestorben, wie ich höre", fing er wieder an. „Wer wohnt jetzt auf der Heidecksburg?" Fragte er das noch? War es ihm nicht schon längst gesagt worden? Warum wollte er das noch einmal hören?

„Die Frau Gräfin!" erwiderte das Mädchen. „Rudolstadt und Blankenburg gehören ihr als Witthum, sagt die Muhme."

„Hat sie Kinder?" fragte er leichthin.

„Drei Fräulein, eins immer schöner als das andere", sagte Lisbeth, welche nun gesprächiger wurde. „Die Aelteste heißt Anastasia." Der Name fiel dem

Müllerkinde etwas schwer, als sie ihn jedoch überwunden, fuhr sie lebhafter fort: „Die ist nun Braut! Die jüngste Tochter heißt Anna Maria und ist erst elf Jahre, die zweite Amalie, die ist gerade so alt als ich, sagt die Muhme, siebzehn zu Johanni gewesen. Söhne hat die Frau Gräfin zwei gehabt, die sind aber alle ganz jung gestorben; der jüngste wurde erst geboren, als der Herr Graf schon todt war, ist ihm aber gleich nachgefolgt."

„Du bist ja erstaunlich gut unterrichtet!" sprach der Fremde wie aus gepreßter Brust.

„Meine Muhme spricht von nichts lieber", entgegnete Lisbeth. „Im ganzen Lande geht den Leuten das Herz auf, wenn sie von der Frau Gräfin reden!"

„Sie ist also sehr beliebt und verdient wohl auch diese Liebe?"

„Ach, das ist eine Heilige!" rief das Mädchen, und als sie der Fremde bei dem Ausrufe verwundert ansah, setzte sie hinzu: „So sagt meine Muhme immer; das hat sie noch von ihrer papistischen Zeit her, ehe im Voigtland Alles lutherisch wurde. Habt Ihr die Frau Gräfin nimmer gesehen, wenn Ihr doch auf der Heidecksburg gewesen seid? Sie ist doch lange verheirathet gewesen!"

„Sehr lange wohl, ich weiß das nicht!" erwiderte der Fremde. „Jetzt muß sie schon ältlich sein!"

„Warum nicht gar!" rief Lisbeth. „Wenn sie mit ihren Fräulein zusammen sitzt, ist sie die Schönste von allen! Ihr hättet sie in der Kirche sehen sollen am vorigen Sonntag!"

Der Fremde erwiderte nichts und das Mädchen fuhr fort, zum Lobe der Gräfin zu erzählen, was sie nur irgend auf dem Herzen hatte. Nicht ihre Schönheit rühmte sie allein, sondern mehr noch ihre Freundlichkeit gegen Jedermann und wie sie im ganzen Lande, wenn Jemand in Noth und Sorgen sei, gleich zu Hülfe komme, in die ärmsten Hütten gehe, um Kranken ein Labsal zu bringen oder sie zu trösten, und wie sie auch scharf zum Rechten sehe, daß Niemand einem Andern etwas zu Leide thue, da sei keine Gnade bei ihr. Die Muhme habe gesagt, wenn böse Feinde einmal ins Land fallen sollten, die Frau Gräfin griffe wohl herzhaft selber zum Schwert, um ihre Unterthanen zu schützen.

Während sie so plauderte, ruhte Günther's Auge mit Wohlgefallen auf ihren hübschen Zügen, und auch sie blickte unschuldig und heiter zu ihm auf, als wolle sie sehen, wie ihre Erzählungen von der Gräfin ihm

gefielen. Alle Scheu vor dem Fremden, wenn sie eine solche gefühlt, schien verschwunden.

„Zu wem wollt Ihr denn eigentlich auf der Heidecksburg?“ fragte sie dann.

„Wer sagt Dir, daß ich auf die Heidecksburg will?“ entgegnete er. „Ich gedenke in Rudolstadt eine Nachtherberge zu suchen und morgen weiter zu ziehen.“

„Wo's Krieg gibt!“ sagte sie lachend. „Im Kriege geht's aber doch grausam zu — wär's nicht besser, Ihr bliebt zu Hause und triebt ein friedliches Handwerk? Aber Ihr seid wohl gar ein vornehmer Hauptmann! Ich seh' da einen schönen Ring an Eurer Hand.“

„Ein Hauptmann bin ich gewesen, der Krieg ist aus und ich habe nichts Anderes gelernt, Lisbeth. Der Ring da —“ Er unterbrach seine Rede wieder und fragte sie, wem der schöne Strauß zugedacht sei, ihrem Liebsten vielleicht?“

Sie lachte harmlos. „Einen Liebsten hab' ich nicht und mag ich nicht!“ sagte sie. „Den Strauß bring' ich meiner Muhme, ich hab' ihn unterwegs gepflückt.“

„Im Walde? Wachsen so schöne Blumen hier?“

„Blumen wachsen überall, wer sie nur finden kann!“ entgegnete sie.

„Du hast Recht!“ sagte er tief aufathmend. „Blumen

wachsen überall, nur nicht für Jeden! Mancher sucht wohl danach, findet aber nur Dornen und Nesseln."

„Armer Herr!" erwiderte sie mitleidig. „Ihr meint doch Euch selber? Ist es Euch so traurig ergangen?"

Ihr rasches Verständniß war ihm unerwartet, er blickte sie fast betroffen an, und vor der Glut dieses Blickes sank ihr frommes Auge, das ihn theilnehmend angeschaut hatte, zu Boden. „Es geht Keinem schlechter, als er verdient!" sagte er kurz und herb auf ihre Rede, und sie fühlte nun doch, daß sie mehr gesprochen hatte, als sich ziemte. Ihr kam es jetzt auch zum Bewußtsein, daß es sich nicht schicken würde, mit dem fremden Manne, über welchen sich ihr Vater so schlimm geäußert hatte, nach der Stadt zu kommen. Wenn ihr Vater gesehen hätte, wie sie ganz allein mit ihm durch den Wald ging! Selbst die freundliche Muhme würde gescholten haben, daß sie nicht zurückgeblieben. Und wenn es gar die Mutter gewußt hätte!

„Gott sei mit Dir, Du liebes Kind!" sagte der Fremde plötzlich und blieb stehen, als habe er ihre Gedanken errathen. Sie war dadurch so bestürzt geworden, daß sie ihm nur mit einem leichten Kopfnicken antworten konnte und ganz übersah, daß er ihr zum Abschiede die Hand bot.

„Nun, Lisbeth, ich bin ein ehrlicher Mann!“ sprach er und sie bemerkte erst jetzt, was er damit sagen wollte; schnell legte sie ihre kleine, von der Arbeit gehärtete Hand in seine Rechte, zog sie ebenso schnell zurück und verließ ihn. Gern hätte sie sich, als der Pfad sich zu senken begann, nochmals umgeschaut, aber das durfte sie doch nicht — was hätte der fremde Mann von ihr denken müssen!

Günther aber stand und sah ihr nach, solange ihre Gestalt, deren schlanken Wuchs selbst die faltenreiche Tracht ihrer Heimat nicht ganz verbergen konnte, noch zwischen den Bäumen zu sehen war. In ihm hatte sich ein wunderbarer Gedankenblitz entzündet, der ihm, wie aus Nacht hervorgehoben, ein halberloschenes Bild in voller Farbenfrische beleuchtete: das Bild seiner Mutter! Lisbeth hatte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit ihr, soviel er sich der Mutter noch erinnern konnte. Diese war blond gewesen und die junge Voigtländerin hatte braunes Haar, dem auch ihre dunklere Gesichtsfarbe entsprach, die Augen der Mutter hatten ein klares Blau gehabt — diese Augen standen ihm am hellsten vor der Seele, während die Züge ihres freundlichen Gesichts in seiner Erinnerung mehr zerronnen waren — und Lisbeth's Augen leuchteten in mildem Braun. Aber das ganze Wesen des Mädchens, wie

es sich auf dem kurzen Gange und im Gespräche mit ihm gezeigt hatte — so mußte seine Mutter gewesen sein, als sie, die demüthige Spinnerin, das Herz des vornehmen Grafen gewonnen, sodaß er ihretwegen seine hohe Geburt vergessen hatte. Ein trauriges Lächeln ging in dem Antlitze des Sohnes auf, als er der Mutter gedachte — wenn sie aus dem Lande ewiger Herrlichkeit auf den verödeten Lebenspfad ihres Lieblings hätte herabschauen können!

Er setzte aber seinen Fuß jetzt weiter. Das Mädchen hatte nun so viel Vorsprung, daß er es nicht mehr einholen konnte; er wollte das auch vermeiden. Die Begegnung war ihm gewesen wie ein freundlicher Lichtstrahl; er sah das liebliche Kind wohl in seinem Leben nicht wieder, wie so manche andere anmuthige Erscheinung, die seinen Weg in der Fremde gekreuzt hatte, ohne einen tiefern Eindruck als natürliches Wohlgefallen am Schönen in ihm zu hinterlassen. Nach Paulinzelle kam er gewiß nicht wieder, wenn es nicht im Siegeszuge der wiederaufgerichteten Kirche war, der die weit offenen Pforten des Heiligthums zur neuen Einweihung entgegenharrten! Dann war vielleicht auch Lisbeth unter der knieenden Menge, die sich vom Unglauben einer vorübergehenden Zeit bekehrt hatte und die Absolution mit gläubigem Herzen

empfing. Günther's Auge richtete sich bei diesem Gedanken, der sein Herz stets höher schlagen ließ, zum Himmel empor, der über den Waldbergen sich wölbte, und sank dann wieder zu Boden; eine Antwort auf die stumme Frage, die er aufwärts gerichtet, mußte er in Demuth abwarten und sich bescheiden, auch wenn sie ihm in der Spanne Zeit seines Erdenlebens nicht mehr zu Theil wurde.

Auf dem Pfade, den er gemessenen Schritts verfolgte, bemerkte er eine kleine Blume, auf die er eben seinen Fuß setzen wollte; er hob sie auf. Es war ein blaues Glockenblümchen; offenbar hatte es die Tochter des Müllers von Paulinzelle aus ihrem Strauß verloren. Er nahm es mit sich und wurde dadurch wieder an das liebliche Kind erinnert; bald fand er noch hier und da eine kleine Blüte, und es war ihm, als dürfe er sie nicht liegen lassen. Blumen auf seinem Pfade hatte er ja im Leben so wenig gefunden! Mit Absicht waren sie ihm auch hier nicht gestreut.

Da öffnete sich vor ihm endlich der Wald, und wie er hinaustrat, lag auf seiner Höhe das stolze Bergschloß in seiner imposanten Größe, von den Strahlen der untergehenden Sonne hell beleuchtet, vor seinen Augen. Unten im engen Thale drängten

sich die Häuser der Stadt, aber kein Blick des Wanderers richtete sich hinab zu ihr, er schaute nur zu der Burg, deren überraschender Anblick ihn wie ein nie gesehenes Schauspiel gefesselt hielt. Und es war doch nicht zum ersten Male, daß er sie betreten sollte!

Viertes Kapitel.

Gosmar.

„Der Gosmar! So wahr ich lebe! Haltet einmal, Ihr guten Leute!“

Sie gehorchten wirklich, die vier bewaffneten Metzgergesellen, welche, einer vorn, zwei zur Seite, einer schließend, den gebundenen Mann auf der Landstraße mit sich fortführten. Es war vor Stadt Ilm, deren schöner gothischer Thurm sich eben zeigte, da, wo der Weg am Fuße des Buchberges durch die Senkung zieht. Der Ruf war von einem Reiter gekommen, den sie auf seinem kleinen zottigen Klepper an den lang herabhängenden Beinen schon von weitem erkannt hatten, noch ehe sein großer Hund vorausgesprungen war, um sie anzubellen. Sie hatten ihn dann, als er näher gekommen, ehrbar, aber wie Männer, die sich ihrer

Wichtigkeit zur Zeit bewußt sind, gegrüßt, indem sie sich ein wenig zur Seite gehalten, damit der Alte, der nicht gewohnt war, viel auszuweichen, an ihnen vorüberreiten könne. Da war sein Blick auf den Gefangenen gefallen, der mit dreister Miene zu ihm aufsah, er hatte ihn erkannt und seinen Namen gerufen.

Die Metzger nahmen ihre Hellebarden von der Schulter und stützten sie auf die Erde, und der eine antwortete auf das Gebot des alten Herrn, daß sie sich nicht aufhalten könnten, da sie den Mann baldigst in Arnstadt abliefern müßten. Ohne sich viel um den Sprecher zu bekümmern, trieb der alte Herr seinen Klepper dicht an den Gefangenen heran und rief: „Wie kommst Du denn hierher? Und was hast Du begangen, Mensch, daß sie Dich wie ein Stück Schlachtvieh treiben?“ Er kannte einen oder den andern von den Gesellen nach ihrem Handwerk.

„Ich bin unschuldig, Herr Valentin!“ sagte der Gefangene.

„Unschuldig!“ murrten die Schlächter unwillig und ihr Führer sprach: „Glaubt ihm doch nicht, Herr! Er hat Blut vergossen!“

Ihr auch; Ochsenblut zu Haus oder Menschenblut im Kriege, es kommt auf eins heraus. Ich habe auch Blut vergossen! Rede, Gosmar! Warum treiben sie Dich?‘

„Sie haben mich aufgegriffen beim Herrn Pfarrer in Blankenburg, der mir einen Winkel zum Schlafen gegeben hatte, weil ich in keiner Herberge bezahlen konnte. Dort haben sie mich gebunden und fortgeschleppt."

„Weshalb aber, weshalb?" rief Valentin ungeduldig, indem er sich auf das Bein schlug. „Sie müssen Dir doch gesagt haben warum, wenn Du unschuldig sein willst. Hast Du gelogen?"

„Sie haben mir nichts gesagt, Herr Valentin", erwiderte der Gefangene. „Und dem Herrn Pfarrer, der sich meiner annehmen wollte, auch nicht. Er wollte gleich mit der Frau Gäfin reden, die gestern auf der Blankenburg gewesen ist; das sagte er mir, weiter weiß ich nichts und helfen wird es mir auch nichts."

Der alte Herr schüttelte seinen weißen Kopf. „Wo bist Du gewesen in der langen Zeit?" fragte er dann. „Warum bist Du eigentlich fortgelaufen aus Deinem guten Dienst?"

Ehe der Gefangene auf diese Frage antworten konnte, bat der Altgeselle den Reiter, sie nicht länger aufzuhalten, damit sie bei guter Zeit nach Arnstadt kämen und nach ihrer Abfertigung noch zur Nacht wieder heimkehren könnten.

„Nach Arnstadt bringt Ihr ihn?" entgegnete Valen-

tin. „Auf wessen Befehl ist er denn festgenommen worden?"

„Das wissen wir nicht", erwiderte der Altgesell. „Doch wohl auf Befehl unserer gnädigen Gräfin. Wir sind aufs Rathhaus bestellt worden, da haben wir aus der Waffenkammer die Hellebarden gekriegt und der Bürgermeister hat uns beschieden, was wir zu thun haben. Den Mann da hatten sie schon eher aus seinem Versteck geholt und ins Loch gesperrt, der Frohnvogt überantwortete ihn mir und so ging's fort."

„Habt Ihr ihn gebunden? Auf eigene Faust oder auf Befehl?" fragte der Reiter.

„Gebunden hatten sie ihn schon. Aber wir müssen fort, edler Herr!"

„Er soll also nach Arnstadt transportirt und ausgeliefert —" Ein lautes Aufschreien der Männer unterbrach ihn. Der Gefangene entsprang so eben, den Augenblick benutzend, wo die Aufmerksamkeit weniger scharf auf ihn gerichtet war. Mit der Gewandtheit und Schnelligkeit eines wilden Thieres sprang er den steilen Berg hinan, und der große Hund des Reiters, dadurch aufgeregt, sprang lustig bellend eine Strecke mit. Die Hellebarden klirrten zur Erde, die Wächter stürzten bergan, den Entflohenen zu verfolgen. Mit großem Antheil sah der alte Herr der tollen Jagd

nach, welche seinen Augen alsbald unter den Bäumen entschwand. Der erste, der zu ihm zurückkehrte, weil er ihm pfiff, war sein Hund. „Du bist kein Fleischerhund, Murks!“ rief er ihm zu. „Brauchst nicht hetzen und quälen zu helfen! Was bringst du mir denn da?“

Der Hund hatte einen Strick im Maule, den er lang nachschleifte. Valentin lachte laut; das war offenbar der Strick, mit welchem der Entsprungene gebunden gewesen war, er hatte ihn also abgestreift. Wenn die Verfolger ihn einholten, mußte er es freilich büßen. Ob er unschuldig war, mochte zweifelhaft sein; wenn die Gräfin wirklich Befehl gegeben hatte, ihn gefangen zu nehmen und zur Auslieferung an die Gerichte ihres Vetters nach Arnstadt zu transportiren, so fiel ihm jedenfalls ein Verbrechen zur Last. Die Gräfin war eine zu gerechte Frau, um auf bloßen Verdacht hin einen Menschen, dem obendrein der Geistliche eine Freistatt gegeben, zu verurtheilen. Gosmar schien sich auf ihr Gebiet geflüchtet zu haben im Vertrauen auf ihre Milde; so dachte sich wenigstens der alte Herr den Zusammenhang. Er hatte aber doch Mitleid mit ihm. Dies Gefühl ist so natürlich. Der Schuldige, der verfolgt wird, ist doppelt unglücklich, darum eben zu beklagen, aber nicht diese menschliche

Regung allein, sondern ein Widerwille gegen jede Vergewaltigung ist es, welcher die Menschen oft für einen von den Dienern des Gesetzes verfolgten Verbrecher Partei nehmen läßt. In unsern Tagen ist es nur auffallend, daß ein Verbrechen am Eigenthum davon eine Ausnahme macht: Diebstahl scheint der Menge schwerer als Alles zu wiegen, den hilft sie selbst verfolgen!

Herr Valentin konnte nun auf seinem Heimwege weiter reiten, er war nicht verpflichtet, die am Boden liegenden Hellebarden bis zur Rückkehr ihrer Träger zu bewachen, aber eine Weile wollte er doch noch abwarten, wie die Jagd ablaufen werde. Zurückkommen mußten die Leute auf jeden Fall hierher, um die Waffen, welche noch dazu Stadteigenthum waren, mitzunehmen, auch wenn es ihnen nicht glückte, den Gosmar wieder einzufangen. Seit wie lange hatte er den Menschen nicht gesehen? Valentin rechnete nach. Es mußten mehr als zwanzig Jahre sein, und doch hatte er ihn auf den ersten Blick wiedererkannt. Das machte, weil Gosmar eins von jenen Gesichtern hatte, die man so leicht nicht vergißt, in jeder Linie scharf gezeichnet. Es war ihm so gut gegangen bei seinem Herrn, und doch war er schon damals in der letzten Zeit immer elender geworden, gerade als trage er den

Keim einer Krankheit in seinem Leibe. Die Frau seines Herrn, die ihr Glück ihm eigentlich zu verdanken hatte, war immer gütig gegen ihn gewesen und hatte, als er hinzusiechen begann, die kluge Frau von Horba kommen lassen, um ihn zu kuriren. Gleich darauf war er aber heimlich entwichen und hatte sich nie wieder in der Gegend blicken lassen. Mußte er zurückkommen, um sogleich eine Missethat zu begehen? Während Herr von Ehrenstein sich die frühere Zeit in das Gedächtniß rief, bellte sein Hund plötzlich wieder auf, und aus dem Gebüsch, das den Fuß des Buchberges bedeckte, sprang der Entflohene auf den Weg. Er war, wie der gehetzte Fuchs thut, kurz umgeschlagen und auf seiner Fährte zurückgelaufen, indessen ihn seine Verfolger ins Blaue hinein weit entfernt suchten. Als er den Hund bellen hörte, war er erschrocken, aber Herr Valentin, den er nicht mehr hier glaubte, konnte ihm doch auf seinem Klepper nichts anhaben, auch wenn er es gewollt hätte. „Ich bin frei!“ rief er ihm zu und suchte nur wieder zu Athem zu kommen, um dann seine Flucht in der Richtung, die er genommen hatte, eiligst fortzusetzen.

„Wenn Du nur auch unschuldig wärest, Gosmar!“ erwiderte Ehrenstein, „dann wollte ich schon etwas für Dich thun.“

„Ich bin unschuldig!“ wiederholte Gosmar.

„Umsonst läßt die Gräfin auf Keinen fahnden“, versetzte der alte Herr. „Ich will Dich aber nicht festhalten, mich geht es nichts an. Mach' Dich aus dem Staube, ehe sie wiederkommen.“

„Nehmt mich mit auf den Ehrenstein!“ bat Gosmar.

„Du bist nicht klug!“ sagte der Alte unwillig.

„Ich werde Euch keine Ungelegenheit machen, ich bleibe nur über Nacht und gehe dann weiter!“

„Sieh mir einmal recht ins Auge! Kannst Du?“ sagte Ehrenstein, und da der Flüchtling den Kopf hängen ließ, sprach der Alte: „Es wäre meinem Hause schon seines Namens wegen nicht gut, wenn ich es zu einem Schlupfwinkel für Uebelthäter machen wollte.“

„Der bin ich nicht!“ schrie Gosmar auf.

„Desto besser!“ sagte Ehrenstein. „Aber ein gutes Gewissen hast Du auch nicht. Mach' also, daß Du fortkommst! Du wirst so lange zaudern, bis sie wieder über Dich herfallen.“

Gosmar sagte kein Wort mehr, sondern raffte schnell eine der am Boden liegenden Hellebarden auf und schwang sich damit, sie als Springstock gebrauchend, auf den nächsten hohen Vorsprung, wo er sogleich mit einer grüßenden Handbewegung gegen den alten Herrn im Walde verschwand. Es that diesem jetzt einigermaßen

leid, ihn so abgefertigt zu haben. Wenn er ihn mit auf den Ehrenstein genommen hätte, so wäre er aller Verfolgung entzogen gewesen, denn die Burg mit ihrem kleinen Gebiet war ein reichsfreies Sonnenlehn, wie er heute früh schon dem Kriegsmann, den er auf der Kirchenschwelle schlafend getroffen, erklärt hatte, er war kein Lehnsmann der Schwarzburger Grafen oder sonst eines Landherrn in Thüringen und brauchte Niemand Rede zu stehen, der Landfrieden schützte ihn auch vor Ueberwältigung, wenn etwa einer dazu Lust gehabt hätte. Es war wirklich auch seine Absicht gewesen, den ehemaligen Marstaller des Grafen Heinrich, dessen That als Roßbube für seinen Herrn in der ganzen Nachbarschaft Aufsehen gemacht hatte, mit sich zu nehmen und ihm Schutz zu gewähren, wenn er unschuldig war. Sein Benehmen hatte aber deutlich gezeigt, daß er kein gutes Gewissen habe, wie sehr er auch die Schuld ableugnete. Zu einem Schlupfwinkel für Mörder und Strolche konnte Herr Valentin seinen Ehrenstein nicht machen; wenn die baufällige alte Burg, von den Seinigen verlassen, über kurz oder lang in Trümmer sank, so sollte man ihr wenigstens nichts Böses nachsagen können, wie so vielen Adelsburgen in deutschen Landen. Ein Raubschloß oder eine Mörderhöhle war sie nie gewesen. Mit diesem Gedanken

wandte Valentin seinen Klepper um und ließ ihn in dem flinken Paßgange, den der alte Herr der Bequemlichkeit wegen dem stolzen Trabe eines wohlgerittenen Rosses vorzog, den Weg verfolgen, der sich bald links von dem Blankenburger nach Remda abzweigte und auch zu seinem Ehrensteine führte. Ob der Gosmar entkommen sein mochte? Er hatte sich einer der Waffen bemächtigt, um seine Freiheit im Nothfall theuer zu verkaufen, aber der schwere Beilspieß mußte ihm doch sonst hinderlich sein, da er ein kleiner, schwächlicher Mensch war. Vielleicht wollte er sich aber irgendwo anwerben lassen, denn wer keine Waffen mitbrachte, wurde ja nicht angenommen. In Arnstadt, wo er gewesen war, hatte er gehört, daß die Schmalkaldner unter der Hand stark zu rüsten anfingen. So sollte es doch endlich im lieben Deutschland zwischen den Religionsparteien zum Kriege kommen! All das Disputiren der Theologen auf vielen Zusammenkünften, das Hinhalten und die kluge Politik des Kaisers hatten zu nichts geführt; es konnten nun schlimme Zeiten kommen, deren Ende wohl der alte Valentin, der jetzt siebzig Jahre alt war, nicht mehr erleben würde, vielleicht auch der Luther nicht mehr, der vor einigen dreißig Jahren das Feuerlein zuerst angezündet hatte, von dem er gewiß nicht geahnt, daß es ein so großer

Brand werden könnte. Kaiser und Papst hatten es nicht geglaubt, und es sollte ihnen jetzt wohl nicht mehr gelingen, mit Strömen Blutes ihn zu löschen. Das wollte der Kaiser auch gar nicht. Er war zwar im Burgundischen aufgewachsen und König von Spanien, aber er hatte doch gutes deutsches Blut in seinen Adern. das habsburger Blut seines ritterlichen Großvaters Max. Nur die Autorität wollte er aufrecht halten, seine eigene kaiserliche wie die Autorität der Kirche, und es fragte sich, wenn die Häupter des Schmalkaldischen Bundes es nicht zu billigen Vergleich kommen ließen, wer die Schuld des Krieges trug. So dachte sich wenigstens der alte Valentin von Ehrenstein, dessen Blick von seinem Bergschlosse nicht weit reichte, die Lage der Dinge. Diese war aber keineswegs so einfach, sondern verwickelt genug, und der schärfste Verstand konnte kein Mittel mehr finden, sie zu entwirren, weil der Gegensatz der Anschauungen in beiden Parteien ein zu schroffer geworden war.

Als Valentin in den Hof seines altersgrauen Schlosses eintritt und ein paar muntere Knaben aus der Thür des Wohngebäudes ihm jubelnd entgegen gelaufen kamen, der Hund in gewaltigen Sprüngen die Kinder bellend begrüßte und am Fenster sich ein freundliches Frauenantlitz zeigte, den Ankommenden

willkommen zu heißen, da hatte der Greis Alles vergessen, was draußen die Welt bewegte. Seine Welt war innerhalb dieser Mauern und seiner Feldmark abgeschlossen. Der Knecht nahm ihm den Klepper ab, von dem er sich leicht schwang, er küßte die Knaben, die ihm Hand und Mund boten, und fragte, ob sich Niemand hier gemeldet habe, um auf ihn zu warten.

Die Knaben sahen sich an. „Wer denn, Großvater?" fragte der älteste.

„Nun, wenn ihr nichts wißt, Buben, so ist er nicht hier!" sagte der Greis. „Es war ein Kriegsmann, ein wackerer, tüchtiger Gesell, wie ihr auch werden sollt. Er ist also nicht hergegangen, wie ich ihm anbot; wird sich wohl auch den Schmalkaldischen anbieten! Mir kann's recht sein."

Im Erdgeschoß, das allein noch bewohnbar war, stand die Frau, die er schon beim Einreiten bemerkt hatte, am offenen Fenster. Es war ein so herzgewinnender Anblick, dies freundliche Gesicht mit den liebevollen blauen Augen zu sehen, daß Jeder, der in ihre Nähe kam, immer und immer wieder zu ihr hinschauen mußte; und doch waren die Rosen und Lilien, welche einst auf diesem Antlitz geblüht hatten, vor langen Jahren schon vergangen und silberweiße Löck-

chen, statt der goldenen ihrer Jugend, quollen unter der engen Haube hervor.

„Nun, Velten“, rief sie heiter dem Angekommenen entgegen, „der Graf hat Dich wohl nicht fortlassen wollen?“

„Bin ich Dir zu lange ausgeblieben, Grete?“ entgegnete er in dem gleichen muntern Tone. „Der Graf hätte nichts dawider gehabt, wenn ich eine Stunde früher geritten wäre, aber die schöne Isenburgerin, sein Gemahl — was sagst Du dazu?“

„Komm' nur herein, daß ich Dir den Kopf wasche!“ erwiderte sie. Und als er eintrat, gab sie ihm ihre feine, noch immer weiße Hand und nahm ihm selbst das Barett und das Mäntelchen ab, während die Knaben sich des leichten Schwerts, das er im Wehrgehänge trug, bemächtigten.

Dann setzten sich die beiden alten Leute, wie sie es gewohnt waren, zusammen an den Tisch, zu welchem auch die Knaben sich ein paar von den schweren Stühlen schleppten, als könnten die Großältern gar nicht ohne sie mit einander verkehren. Heute wurden sie aber hinausgeschickt. „Frage den Vogt, ob sich ein fremder Kriegsmann hier gemeldet und ob er ihn vielleicht fortgewiesen hat, hörst Du, Konrad? Frage ihn! Und Du, Hermann, sieh nach dem Hunde, daß er die

Hühner nicht jagt. Leg' ihn an die Kette. Ich werde euch rufen, wenn ich euch wieder haben will." Damit wurden die beiden Enkel entlassen.

„Was hast Du mit dem Kriegsmann, Valentin?" fragte die Frau. „Willst Du dem Arnstädter Grafen einen Fehdebrief schicken, weil er eine schönere Frau hat als Du?"

„Die Gräfin Elisabeth ist sehr schön, aber das Gretchen von Ehrenstein ist mir doch lieber!" erwiderte Valentin. „Von dem Kriegsmann laß Dir erzählen." Er berichtete kurz, wie er mit ihm in Paulinzelle zusammengetroffen war und daß er ihn in der Meinung, daß er kein Unterkommen gefunden, nach seinem Hause geschickt habe. Sie schüttelte ein wenig den Kopf dazu und meinte, in jetziger Zeit, wo wieder alle Wege von herumziehenden Knechten, die der Werbetrommel nachliefen, wimmelten, sei es doch nicht recht geheuer, solche ausdrücklich einzuladen.

„Hast Recht!" erwiderte er. „Aber wenn ich so einen armen Gesellen draußen finde, dem es schlecht geht und der alle Tage singen kann, wie's im Liede heißt: „Ei, werd' ich dann erschossen, erschossen auf breiter Haid'", so muß ich an mein eigenes junges Kriegsleben denken, wie ich als fünfzehnjähriger Knabe Hunger und Durst gelitten habe, und es ist mir immer,

als würde uns Alles, was wir armen, brodlosen Kriegsleuten Gutes thun, einmal an unsern beiden Knaben vergolten werden, wenn wir's auch nicht mehr erleben können, daß sie das Schwert umgürten."

„Meinst Du, ich wolle arme Leute von der Thür weisen?", versetzte sie. „Nur ins Haus nehme ich fremdes Kriegsvolk nicht gern. Du hast auch lange klopfen müssen, Valentin, als Du von Deiner letzten Fahrt, von Deinem Sickingen heimkehrtest — weißt Du noch? Du hast mir aber mehr zu erzählen, ich sehe Dir's an; Du hast mir ja auch noch gar nicht gesagt, wie Du Dich mit dem Grafen auseinandergesetzt hast."

„Ja, mit dem Grafen!" erwiderte er. „Wär's kein Schwarzburger gewesen, so hätte ich vielleicht schwereres Spiel gehabt, denn so ganz konnte ich mein Recht am Klosterholz nicht beweisen. Aber an fürstlicher Gesinnung kommt den Schwarzburgern so leicht Keiner zuvor, das haben sie schon von ihrem Ahn, dem Kaiser, als ein theures Ehrenvermächtniß geerbt. Er sagte mir, das wollten wir nicht erst dem Schiedsspruch unterwerfen, sondern unter uns nach Recht und Billigkeit abmachen; er zweifle nicht im geringsten an meinem Wort, da er mich ja so lange kenne. Wir haben uns dann zusammen hingesetzt und die Sache fest gemacht."

„Ich dachte mir's schon", sagte Frau Margarethe. „Die Gräfin Katharina würde auch besser gefahren sein, wenn sie sich ohne Einmischung des Sachsen mit dem neuen Herrn von Arnstadt um ihr Witthum verglichen hätte."

„Besser gefahren!" wiederholte Valentin. „Hat sie denn um Land und Gut gefeilscht? Sucht sie denn geizig das Ihre, wie die Schrift sagt? Du weißt doch am besten, wie sie darüber denkt."

„Das weiß ich, aber gerade darum hätte sie noch mehr Land bekommen müssen, und jedes Dorf, das ihr über das Bedungene noch zugesprochen worden, wäre glücklich gewesen! Hast Du etwas Neues in Arnstadt gehört?"

„O ja, durch den jungen Herrn", erwiderte Valentin. „Der kam eben von Rudolstadt zurück, wo er sich bei der Tante beurlaubt hatte, denn er soll nun an den Hof des Grafen von Nassau. Ich glaube, daß es weniger ist, um dort in ritterlichen Uebungen sich zu vervollkommnen oder in seiner fürstlichen Sitte, als daß ihn der Vater bei dem aufziehenden Ungewitter fortschickt, da er nicht sicher ist, daß sich der feurige Junker mittenhinein stürzt."

„Droht es denn mehr?" fragte Margarethe ernst und mild.

Er erzählte ihr, was er von den Rüstungen des Kaisers und des Schmalkaldischen Bundes, von dem beabsichtigten Concil, das die Protestanten nicht beschicken wollten, weil der Papst, der doch Partei sei, zugleich als Richter auftreten werde, und von den sonstigen mißglückten Versuchen zu einer Einigung über die Glaubensangelegenheit und das neu zu gestaltende Reichskammergericht gehört hatte, freilich nach seiner eigenen Auffassung.

„Gott wird Alles zum Besten lenken!“ sagte Frau Margarethe.

„Wir können es hier ruhig mit ansehen, wenn uns nicht der armen Leute im Allgemeinen jammerte“, fuhr Valentin fort. „Auf den Wald werden sie mit Heerhaufen nicht kommen, Schlachten sind hier nicht zu liefern. Aber sonst liegen wir freilich eingequetscht zwischen lauter Schmalkaldische Bundesglieder, Hessen, Sachsen und die Mansfelder Grafen. Es könnte also schon sein, daß einzelne Streifparteien sich hierher verirrten. Wir müssen unser Thor gut verschließen, Margarethe!“

„Du thust, als klopften sie schon an!“ erwiderte sie. „Sage mir lieber, was der junge Graf von der lieben Käthe erzählt hat!“

„O lauter Gutes und Schönes“, antwortete Valen-

tin. „Sie hat ihm mit ihren beiden ältesten Töchtern das Geleit gegeben bis Blankenburg, wo sie Einiges zu ordnen hatte, denn sie sieht überall gern mit eigenen Augen und das Regiment könnte unter dem kräftigsten Manne nicht besser bestellt sein als unter ihr."

„Und sie ist so herzensgut!" sagte Margarethe. „Keine Thräne, die sie nicht trocknen möchte, kein Unrecht, das sie duldete. Mit dem Finanziren und den Praktiken der Amtleute und Kastner, wie es sonst wohl unter dem alten Grafen, ihrem Schwiegervater, vorgekommen, ist es vorbei."

„Jawohl, und wo sie einen in ihrem Lande strafen oder verfolgen läßt, muß es wohl seinen Grund haben", versetzte Valentin. „Entsinnst Du Dich noch des Gosmar, der als junger Bursche das Reiterstücklein in Annaberg drüben im Erzgebirge ausführen half? Weißt Du nicht mehr? Der Gosmar, der nachher bei seinem Herrn in hoher Gnade stand und bei der Frau natürlich noch mehr? Er entlief nachher!"

„Was willst Du auf einmal mit dem?" fragte Frau Margarethe verwundert. „Freilich weiß ich mich noch auf ihn zu besinnen! Graf Heinrich war ja mit ihm bei uns."

„Ich habe ihn heute gesehen", erwiderte Valentin, „in Stricken und Banden; er hat sich aber frei ge-

macht, der junge Fuchs ist im Alter nicht aus der Art geschlagen." Und er erzählte nun die zweite seltsame Begegnung, die er auf seinem heutigen Ritte gehabt hatte. Margarethe hörte mit großem Antheile zu und war sehr zufrieden, daß ihr Herr nicht dem Einfall, auch diesem Menschen eine Freistatt auf dem Ehrenstein anzubieten, nachgegeben hatte. Bei dem Kriegsmanne, den er vor der Kirchenthür zu Paulinzelle schlafend angetroffen, wär's vielleicht unverfänglich gewesen, den Andern aber, der wegen Blutvergießen angeklagt und auf Befehl der gerechten und gütigen Gräfin Katharina verhaftet worden war, um ausgeliefert zu werden, hätte eine unverdiente Wohlthat getroffen.

„Ich entsinne mich des Menschen ganz genau; er war ein kleiner Bursche, flink und geschmeidig wie ein Iltis", sagte Frau von Ehrenstein. „Sein Herr rühmte ihn sehr, wie treu er ihm sei; mir gefiel er nicht und die Treue hat er ihm nicht bewiesen, da er bei Nacht und Nebel entwichen ist. Ich weiß nun Alles wieder. Die alte Anne könnte mehr von ihm erzählen, wenn sie wollte, aber da sie die kluge Frau ist, trägt sie aus keinem Hause, was sie dort erfahren hat, am wenigsten aus dem Hause des Grafen Heinrich Schwarzburg, ohne den sie unerbittlich als Hexe verbrannt worden

wäre. Weißt Du, Velten, wo der Gosmar jetzt stecken wird? Bei der alten Anne in Horba! Da sucht ihn kein Mensch!“

„Er wird sich hier nicht lange aufhalten“, äußerte Valentin. „Gott gebe, daß er den Hackespieß, den er mitnahm, nicht gegen seine Verfolger hat brauchen müssen. Die Herren von Blankenburg werden ihre aufgebotene Stadtwehr nicht eben gnädig empfangen, wenn sie wieder einzieht, ohne den Maleficanten in den Thurm zu Arnstadt abgeliefert zu haben. Den Strick, womit er gebunden war, brachte wenigstens mein Murks an, den können sie auflesen, wenn sie wollen.“

„Ich möchte wissen, was er verbrochen hat“, sagte Margarethe.

„Schade, daß ich ihm nicht auf dem Hinritt begegnet bin, da hätte ich in Arnstadt fragen können“, erwiderte Valentin. „Erfahren werden wir's schon. Er behauptete zwar hartnäckig, daß er unschuldig sei, und schrie förmlich, als ich ihn einen Uebelthäter nannte, aber ein schlechtes Gewissen hatte er doch, denn er konnte mich nicht ansehen. Und dann die Gräfin, die Keinem Unrecht thun läßt!“

„Freilich; aber ein Mensch kann auch unschuldig in Verdacht kommen! Was mag ihn nur wieder hereingeführt haben?“

„Nun, ein echter Thüringer hält's draußen nicht lange aus!“ entgegnete Ehrenstein. „Ich habe das oft an mir selber verspürt. Wenn ich in jungen Jahren eine Weile hier still gesessen hatte und in der Welt es bunt herging, sodaß Ehre und Ansehen zu gewinnen war, da wurde mir wohl das Blut warm und ich zog auch aus, um mein Schwert zu versuchen. Solange es Krieg gab mit herzhaftem Dreinschlagen, gefiel mir's auch ganz gut, aber bald mußte ich doch wieder an unsern grünen Thüringer Wald mit seinen schönen Bergen und Thälern denken und das wurde täglich lebhafter in mir, bis ich draußen nicht mehr froh werden konnte.“

„Und zu Hause bliebst Du dann doch nicht lange“, sagte Margarethe.

„Sage das nicht! Wie lange hab' ich mit Dir Haus gehalten, bis mich zuletzt der Sickingen wieder aufrief!“

„Dein Sickingen!“ erwiderte Margarethe. „Ich glaube, Du wirst einmal nicht so trauern, wenn ich sterbe, wie Du um den Sickingen getrauert hast.“

„Um Dich werde ich gar nicht trauern, denn wir sterben beide zusammen, Gretchen, das geht gar nicht anders! Der Sickingen aber — was haben wir alle, wir vom Adel besonders, aber auch ganz Deutschland

an dem verloren! Wenn alle dachten wie ich, so wären die Fürsten, die ihn auf seiner Veste noch im Sterben unedel behandelt haben, ohnmächtig gegen ihn und uns gewesen. Dann stände ein starker Adelsbund durch ganz Deutschland und dem Kaiser und Reich wäre geholfen, wie auch dem armen Volk, denn von Bedrückung könnte nicht mehr die Rede sein!"

Frau von Ehrenstein kannte diese Anschauung ihres Mannes schon, er faßte immer Alles von der schönsten und edelsten Seite auf, besonders Sickingen's gewaltige Pläne. Statt der Antwort nahm sie ein gedrucktes Blatt vor, das auf dem Tische lag, und las: „Darnach ist kommen der große Gott Mammon oder Geiz. Wie hat der nicht allein Bauern und Bürger, sondern recht gröblich Adel, Grafen, Fürsten und Herren besessen, daß man dergleichen kann lesen in allen Historien. Der Adel will Alles haben, was Bauer und Fürst hat, ja sie wollen Fürst sein."

„Wer sagt das?" fragte Ehrenstein barsch.

„Doctor Martinus Luther", erwiderte sie gelassen, indem sie ihm das Blatt reichte. Es war eine Ermahnung des Reformators, welche dieser nach der Redlichkeit seines Herzens und der Deutschheit seiner Gesinnung hatte ergehen lassen, als Gefahr drohte, daß sich einige deutsche Fürsten mit dem Könige von Frank-

reich gegen den Kaiser verbinden würden. Er strafte darin sein Volk mit ernstlichen Worten. Valentin nahm das Blatt und las den Anfang laut: „Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen.“ Dann verstummte er und las die strengen Worte still für sich zu Ende.

„Wo hast Du das her?“ fragte er die Frau. Es war ihr von Rudolstadt, wohin sie in häuslichen Angelegenheiten einen Boten geschickt, mitgebracht worden.

„Er hat Recht, der Mann Gottes! Das sag' ich ja eben! Wenn nicht Jeder an sich dächte, um sich auf Kosten Anderer zu bereichern, dann hätten wir zusammengehalten, als es galt, und Franz von Sickingen lebte heute noch und wäre Marschall der gesammten Ritterschaft Deutschlands, wir hätten keinen Bauernkrieg gehabt und es stünde kein Krieg zwischen Kaiser und Fürsten vor der Thür!“

Dem hellen Verstande der Frau war das Alles nicht recht einleuchtend, aber sie ließ sich nicht weiter darauf ein. Sein Held war nun einmal der rheinische Ritter, der so klein von Gestalt und so groß und gewaltig an Geist gewesen war, und wenn Valentin nach seiner Heimkehr von der letzten Kriegsreise, auf welcher er einen Streithengst bestiegen, anfangs auch manches mißbilligende Wort über Sickingen's Pläne,

die ihm den Untergang gebracht, namentlich über sein Streben, sich selbst zum Fürsten in dem zu säcularisirenden Kurfürstenthum Trier aufzuschwingen, geäußert hatte, so war er doch mit jedem Jahre, das darüber vergangen, blinder für diese Schatten in dem leuchtenden Bilde seines letzten Feldherrn geworden.

„Du glaubst an den Krieg?“ fragte Margarethe, von der Vergangenheit ablenkend.

„Graf Günther hält ihn für unvermeidlich“, erwiderte Valentin. „Wie soll's anders werden?“

„Und wenn der Kaiser siegt, was wird aus unserer Glaubensfreiheit?“

„Der Kaiser wird nicht siegen!“ entgegnete Valentin zuversichtlich. „Die Schmalkaldner sind so stark und über ganz Deutschland verbreitet, daß keine andere Macht aufkommen kann; die oberländischen Städte allein halten jeden Zuzug aus Italien ab; der Landgraf von Hessen, der Kurfürst von Sachsen, der Würtemberger und so viele andere — es wird vielleicht harte Kämpfe geben, aber siegen kann der Kaiser nicht. Für junge Kriegsleute viel Aussicht, mich geht das nichts mehr an.“

„Du glaubst, der Gosmar werde sich auch anwerben lassen?“ bemerkte Margarethe. „Der muß aber doch schon fünfzig Jahre alt sein!“

„Thut nichts! Wie alt war ich, als ich das letzte Mal auszog? Der Gosmar ist übrigens noch nicht so alt, höchstens sechs- oder siebenundvierzig, im besten Mannesalter, wenn er nur stärker und kräftiger wäre. Leute wie er kann man aber auch brauchen, als Läufer und Späher, oder als Hakenschütz, es muß ja nicht immer der Spieß sein. Siebenundvierzig, sage ich Dir, mehr nicht. Sein Herr hat mir erzählt, daß er nicht älter als zwölf Jahre gewesen, als er ihm das Jungfräulein im Thurme zu Annaberg ausgeführt und den Thürmer bestochen hat. Als er fortlief, war er kaum in den Zwanzigen und der Knabe des Grafen eben zwölf geworden, wie mir der Vater nachmals erzählt hat. Du weißt, ich war gerade damals am Rhein, danach können wir rechnen. Wenn man in ältere Jahre kommt, vergeht die Zeit wie im Fluge."

„Der Knabe ist seitdem auch ein Mann von etlichen dreißig Jahren geworden, wenn er noch lebt, der Arme!" sagte Margarethe. „Ob er in ein anderes Kloster gegangen sein mag? Oder in die weite Welt? Wann haben wir ihn mit seinen prächtigen schwarzen Locken zuletzt gesehen, Velten, ehe er nach Paulinzelle ging?"

Valentin legte auf einmal emporfahrend seine schwere Hand auf den Arm seiner Frau und sah sie zweifel-

haft an, als ob er mit einem ihm plötzlich aufgestiegenen Gedanken beschäftigt wäre.

„Was hast Du?“ fragte sie.

„Ich glaube“, sagte er, „daß ich ihn heute in aller Morgenfrühe gesehen habe!“

„Den Günther?“ rief sie erstaunt.

„Ja, ja, den Sohn unseres Grafen Heinrich, der ihm einen Namen von seinem Vetter, dem Leutenberger, borgen mußte, den Günther von Friedeburg! Ich trug mich auf meinem ganzen Ritt damit herum, wem der stattliche Kriegsmann, den ich früh schlafend auf der Kirchenschwelle gefunden, wohl ähnlich sei, denn er kam mir doch bekannt vor und ich suchte ihn draußen in einem von meinen Feldlagern. Nun hast Du mir mit dem Wort Paulinzelle und den langen schwarzen Locken auf einmal die Augen geöffnet; es war der Friedeburg, kein Anderer! Nur ist er schwarzbraun im Gesicht und hat einen Bart, als wär' er ein Kapuziner geworden, seit er die Benedictinerabtei verlassen mußte. Wir haben ihn zuletzt auf der Heidecksburg gesehen, als seine Aeltern todt waren; Graf Heinrich, sein Ohm, hatte ihn zu sich genommen. Laß sehen, wann war das? Der alte Graf starb Anno einunddreißig, es ist also schon vierzehn Jahre her! Damals sah der Junker von Friedeburg, der dort sehr ge-

hätschelt wurde, noch wie Milch und Blut aus, hatte eigentlich ein Jungferngesicht und soll seiner Mutter ähnlich gewesen sein, ein kräftiges schwarzburgisches Gesicht hatte er wenigstens nicht. Das Bärtchen stutzte er zwar schon, aber es war doch erst im Sprießen. Kein Wunder, daß ich den braunen bärtigen Mann heute nicht wiedererkannt habe!"

„Du irrst Dich wohl, Valentin!" sagte Margarethe.

„Nein, nein! Er kannte mich gewiß gleich wieder, das konnte auch gar nicht anders sein. Ich war nahe an sechzig damals, da verändert man sich nicht mehr viel. Er sah mich groß an, sodaß ich ihn fragte, ob er mich etwa abkonterfeien wolle. Aber er verrieth sich mit keinem Wort und ging trotzig seiner Wege."

„Sollte er mit dem Gosmar zusammen heimgekehrt sein?" fragte die Frau.

„Immer möglich! Man kann's fast nicht anders glauben! Das wären aber seltsame Spießgesellen, der gewesene Mönch, von dem sie schon sagten, daß er zum künftigen Abt von Paulinzelle bestimmt sei, um ihn zu versorgen, und der Marstaller, der um Todtschlags willen verfolgt wird!"

„Richte nicht, Valentin!" mahnte Frau Margarethe sanft.

„Hast Recht! Ich weiß ja gar nichts und wir werden's wohl auch nicht erfahren. Rufe die Jungen herein, daß mir das Herz wieder frisch wird. Was macht Adelheid?"

„Traurig und still wie immer", erwiderte die Frau. „Das wird nicht mehr anders werden."

Fünftes Kapitel.

Der heidnische Donnergott.

Auf dem alten Schloß in Arnstadt war zum Abschiede des jungen Grafen, der nun in die Welt hinaus an fremde Höfe ziehen sollte, noch ein Fest veranstaltet. Die Trauer der Mutter sollte dadurch etwas übertäubt werden und der junge Herr mitten aus der lärmenden Fröhlichkeit abreisen. Ohne Lärm konnte man in alter Zeit nicht lustig sein, und es ging im großen Saale so ausgelassen zu, daß Doctor Reinhard, der Rath des Grafen, lächelnd warnte, daß es nicht ein Ende nehme, wie vor Zeiten auf dem Reichstage zu Erfurt, wo im St.-Peterskloster der Boden des Saales, in welchem sich der Kaiser Friedrich Barbarossa mit seinem Sohne, dem römischen Könige, und vielen Fürsten und Herren befunden, unter der Last

eingebrochen und mehrere von ihnen jammervoll in einem unterirdischen Abzugsgraben umgekommen. „Auch ein Ahnherr meines gnädigen Grafen!“ setzte der Rath hinzu.

„Diese Geschichte erzählt er mir oft!“ rief der Graf heiter. „Ich soll bauen! Das alte Schloß gefällt ihm nicht mehr. Nun, dazu kann Rath werden, wenn wir erst mit andern Dingen über den Berg sind!“

Seine nächsten Freunde verstanden, was er damit meinte; es war die drohende Kriegsgefahr, in welche der Graf von Schwarzburg gerieth, der für mehrere seiner Besitzungen ein Vasall sowohl des Kurfürsten von Sachsen als seines Vetters albertinischer Linie, des Herzogs Moritz zu Sachsen war. Seiner Lehnspflicht nach mußte er, wenn es zum Aeußersten kam, Kriegsvolk stellen, wenn nicht gar verlangt wurde, daß er in Person Zuzug leiste. Doch hoffte er noch immer wie viele wohlgesinnte Männer auf einen friedlichen Ausgleich, und dann erst konnte er sich der Erbschaften erfreuen, durch welche er bis auf eine einzige Herrschaft alle Schwarzburgischen Lande vereinigt hatte, da auch die beiden Aemter Blankenburg und Rudolstadt, die der Wittwe des letzten Arnstädter Grafen nur als Witthum auf Lebenszeit übergeben waren, zu seinen unbestrittenen Besitzungen gehörten. Günther der Reiche,

welchem das Volk noch einen andern humoristischen Beinamen gegeben hatte, konnte wohl an Stelle der alten baufälligen Burg, in welcher einst sein Ahnherr, der Kaiser, gehaust, ehe er auf den deutschen Thron berufen wurde, ein neues stattliches Schloß aufrichten.

Heute waren auch Frauen beim festlichen Mahle, was in jener Zeit, wo die Frauen noch ein ziemlich abgeschlossenes Leben führten, nicht immer der Fall war. Das Haus Schwarzburg zählte gar viele angesehene adlige Vasallen; wir könnten mehr als achtzig Geschlechter namhaft machen, von denen die meisten noch blühen, wie die Witzleben, Griesheim, Watzdorf, Holleben, Dobeneck, Hopffgarten, Wurmb und andere, zum Theil auch heute noch in Schwarzburgischen Landen angesessen sind. Auch Edelleute aus fremder Fürsten Gebiet trugen Schwarzburgische Lehen bei der alten, in voller Kraft noch bestehenden Entwickelung des Lehnssystems, wenn auch die ursprüngliche Grundlage desselben, Leistungen und Gegenleistungen in Treu und Schutz, besonders der persönliche Reiterdienst der Vasallen, längst in Vergessenheit gekommen war. Von diesen Auswärtigen sah man heute auch ein paar, welche der Zufall hierher geführt hatte, an der Tafel des Grafen Günther: den Hans Wangenheim, der sonst nicht gern hofirte, und den alten deutschen Degenknopf Landwüst,

der seinen Sitz an der Mulde nur verlassen hatte, um für die Wunden aus frühern Kriegszügen, welche ihn zuweilen noch mit Beschwerden heimsuchten, an einer Heilquelle etwas zu thun. Die Beiden, die sich hier unerwartet getroffen hatten, saßen an der Tafel beisammen und bedauerten nur, ihren alten Freund Ehrenstein nicht hier zu sehen. Der hatte aber die Einladung abgelehnt.

„Wäret Ihr gestern gekommen!“ sagte der Graf über den Tisch hinüber, als er ihr Bedauern hörte. „Gestern war er bei mir. Ich lud ihn ein, er hat mir's aber rund abgeschlagen. Wenn Ihr ihn sehen wollt, müßt Ihr ihn in seinem Eulenneste aufsuchen. Er getraut sich nicht mehr meinen Tummler zu leeren und fürchtet seinen alten Ruhm zu verlieren. Kriegsleute sind darin fürsichtig.“

„Ihr nennt den Ehrenstein ein Eulennest, gnädiger Herr?“ entgegnete seine Nachbarin, eine gesprächige Frau in mittlern Jahren, welche sich durch einen besonders reichen Anzug unter den übrigen, meist ziemlich einfach gekleideten Frauen auszeichnete. „Es hausen doch nicht lauter Eulen in dem alten Gemäuer, sondern auch ein Wundervogel von ausnehmendem Gefieder.“

„Das ist auf dem Ehrensteine nichts Neues, Frau

von Bieserodt", erwiderte der Graf. „Schon einmal hat ein Wundervogel dort sein Nestchen gehabt, ein Wundervogel aus dem Morgenlande obendrein. Habt Ihr nicht von dem Grafen von Gleichen gehört?"

„Von dem Manne mit zwei Frauen?" fragte sie rasch und lebhaft.

Die Nächstsitzenden lachten. „Fragt nur den Hofmeister meines Sohnes, Doctor Warnheimer, der wird's Euch erzählen!" sagte der Graf und rief diesen gleich an. „Frau Magdalena von Bieserodt will die Geschichte von dem Grafen Gleichen hören, wie er mit seinen beiden Frauen Haus gehalten hat, natürlich mit Erlaubniß des Papstes."

„Die kenne ich schon!" versetzte die muntere Frau. „Seine Gnaden behaupten aber, die schöne Sarazenin habe auf dem Ehrenstein gewohnt, und verweist mich an den Herrn Doctor."

„Es heißt so, edle Frau!" erwiderte dieser. „Graf Ludwig von Gleichen hatte seine Befreierin nur unter der Bedingung heirathen wollen, wenn er bei seiner Rückkehr nach Thüringen seine Gemahlin nicht mehr am Leben fände. Diese lebte aber noch, und so trug er doch Bedenken, die beiden Frauen zusammen zu bringen. Er soll ihr also den Ehrenstein, Schloß und Amt, geschenkt und zum Wohnsitz angewiesen haben.

Ich zweifle aber daran, denn die Besitzung hat ihm nicht gehört, sondern —"

Die Tafelgenossen ließen seine Auseinandersetzung nicht aufkommen, sondern übten ihren derben Witz an dem ergiebigen Stoffe, nicht gerade zur Erbauung der anwesenden Frauen, wie sehr diese auch an dergleichen gewöhnt sein konnten. Der zarte und sinnige Geist der Unterhaltung mit Frauen oder in deren Gegenwart war mit der Zeit der Minnesänger schon seit Jahrhunderten entflohen, dem Idealismus ein derber Realismus gefolgt, ein Rückschlag, der sich oft wiederholt. Es kamen auch Anspielungen auf den neuen Grafen von Gleichen vor, den Landgrafen Philipp von Hessen, der ebenfalls zwei angetraute Frauen besaß.

„Aber der jetzige Wundervogel, gnädiger Herr!" sagte Frau von Bieserodt, als der Graf an ihrer Seite wieder zugänglich war. „Habt Ihr ihn gesehen? Ich bin sehr neugierig, etwas Näheres zu hören!"

„Was meint Ihr eigentlich, Frau Magdalena?" entgegnete Graf Günther, indem er ihr sein ehrbarstes Gesicht zuwandte, um sie zu zwingen, sich ganz auszusprechen.

„Ich meine die junge Frau, von der man in der ganzen Gegend spricht und die Niemand gesehen hat,

von dem man etwas über sie erfahren könnte!" erwiderte Frau von Bieserodt.

„Und was spricht die ganze Gegend von ihr?" fragte der Graf. „Ich weiß von nichts."

„Eure gräfliche Gnaden verstellen sich!" rief die Dame. „Ihr solltet nicht wissen, was sogar auf der Heidecksburg erzählt worden ist?"

„Sogar?" wiederholte der Graf. „Warum sogar? Ist denn Rudolstadt viel weiter vom Ehrenstein als Arnstadt?"

„Das meine ich nicht!" entgegnete Frau Magdalena etwas ungeduldig, weil sie fest überzeugt war, daß der Graf ihr nur ausweiche. „Aber wenn die Gräfin Katharina duldet, daß in ihrer Nähe davon gesprochen wird, so muß doch wohl an der Sache etwas sein!"

„An welcher Sache?" fragte Graf Günther mit einem vergnügten Zwinkern der Augen.

„Daß die Fremde auf dem Ehrenstein eine entflohene Nonne ist, die ihre guten Gründe hat, sich eine Zeit lang —" Hier stockte Frau von Bieserodt, denn ihre lebhaften Augen, die sich dem auf sie gerichteten Blicke des Grafen entziehen wollten, begegneten, über die Tafel blitzend, denen der Gräfin, in welchen sie einen leichten Vorwurf zu lesen glaubte.

„Nun, strenge Frau, wir sind ja nicht mehr katho-

lisch!" versetzte der Graf. „Wenn wirklich ein fremder Wundervogel auf dem Ehrenstein eingeflogen ist, wovon ich nichts weiß, und wenn er gar aus einer Klosterzelle flüchtig geworden ist, was ich nun gar nicht glaube, so brauchen wir ihn nicht auszuliefern. Es wäre übrigens nicht meine Sache, denn ich habe auf dem Ehrenstein nichts zu befehlen, Herr Valentin ist nicht einmal des Kaisers Lehnsmann. Besucht doch Eure Base einmal, da könnt Ihr's gleich erfahren. Ist Frau von Ehrenstein nicht Eure Base? Mich dünkt, Ihr hättet davon gesprochen."

„O ja, wir sind verwandt — weitläufig! Doch haben wir keinen rechten Verkehr unterhalten; die Base ist doch so sehr viel älter und mein Mann paßt nicht recht zum alten Valentin."

Dem Grafen wurde in diesem Augenblicke ein Brief überreicht, den ein Reiter von Rudolstadt überbracht hatte. „Hat das solche Eile?" fragte er den Leibdiener, da eine Störung bei Tafel sonst ungehörig war. Ein Blick auf den Brief ließ ihn aber die feinen und zierlichen Schriftzüge der Gräfin Katharina erkennen, und der Leibdiener erlaubte sich, ihm etwas in das Ohr zu flüstern. „Was?" fuhr er auf, indem er sich zu diesem umwandte.

Die Tafelgesellschaft war schon bei Ueberreichung

des Briefes aufmerksam geworden; er mußte doch etwas Wichtiges enthalten, da nicht damit gewartet wurde, bis die Tafel aufgehoben war. Als der Graf gewahrte, wie das laute Gespräch verstummte und alle Blicke sich auf ihn richteten, sagte er aufstehend: „Meine liebwerthen Gäste wollen mich eine kurze Weile entschuldigen! Ich überlasse Euch der Sorge meiner lieben Hausfrau."

Wer die steife Förmlichkeit gewohnt war, die sich mit der spanischen Grandezza vom Kaiserhofe aus auch schon an manchen deutschen Fürstenhof verbreitet hatte, der mochte verwundert sein, wie einfach und herzlich der Umgang sich hier noch bewegte. Das war noch alte deutsche Sitte, die in ihrem ungezwungenen Wesen der Würde des gefürsteten Grafen doch nichts vergab.

Die Gräfin Elisabeth übernahm sogleich die Sorge, welche ihr Gemahl ihr übertragen hatte, indem sie mit ihren Nachbarn die Unterhaltung unbefangen wieder anknüpfte. Sie war vielleicht mehr gespannt als irgend wer in der Gesellschaft, was der Bote von Rudolstadt wohl gebracht haben könne, da sie den Gegenstand wußte, um den es sich handelte. Aber ihr stilles, freundliches Gesicht verrieth diese Spannung nicht, sie verstand sich zu beherrschen. Der alte Valentin von Ehren-

stein hatte sie eine schöne Frau genannt; im strengen Sinne des Worts war Elisabeth von Isenburg das nicht, aber die Freundlichkeit und edle Frauenwürde, die sich in ihren immer ruhigen Zügen aussprach, machten diese ungemein anziehend und man sah ihr nicht an, daß sie Mutter von zehn Kindern war. Ihr Erstgeborener, dem eigentlich das heutige Fest galt, war sechzehn Jahre, das jüngste Töchterlein erst vier Jahre alt; an der Tafel nahmen nur die beiden ältesten Theil, der junge Günther und seine Schwester Magdalena, die kaum ein Jahr jünger war als er.

Es währte nur eine kurze Weile, so kam der Graf zurück. Er hatte den Brief der Gräfin Katharina gelesen und den Boten über das, was er noch wissen wollte, ausgefragt; was er gehört hatte, ließ sich einstweilen nicht ändern. Als er wieder in den Saal eintrat, ließ sich ein gewisser Verdruß in seinem Gesicht bemerken, doch glätteten sich die Falten seiner Stirn sogleich, als er die heitere Laune seiner Gäste sah. Er ging hinter dem Stuhle seiner Gemahlin vorbei, diese wandte sich mit einem fragenden Blicke nach ihm um und er neigte sich, den neugierigen Edelknaben zur Seite schiebend, zu ihr nieder, um ihr zuzuflüstern: „Er ist entsprungen!“ Im Gegensatz zu seinem kurz zuvor sichtbaren Unmuth schien die Mittheilung auf

die Gräfin eher einen angenehmen Eindruck zu machen, sie neigte blos ein wenig das Haupt, zum Zeichen, daß sie ihn verstanden habe, und er nahm seinen Platz wieder ein. „Meine Muhme schickt mir Botschaft über einen Mann, den meine Justiz verfolgt", sagte er seinen nächsten Tischgenossen zur Erklärung seiner Abwesenheit. „Sie hatten ihn in Blankenburg ergriffen, er ist aber auf dem Transport bei Ilm entsprungen."

„Laßt ihn laufen, gnädiger Herr!" sagte der alte Landwüst. „Für wen ein Strick gedreht ist, der entläuft ihm doch nicht. Eure Juristen haben Geschäfte genug."

Das erregte nun einigen Widerspruch von den Eingesessenen der Schwarzburgischen Lande. Sie meinten, hier gebe es viel weniger zu richten und zu strafen wie bei den Unterthanen benachbarter Fürsten, absonderlich in Sachsen, wo der Landwüst her sei. Das Schwarzburgische Landvolk habe fast gar keine Abgaben und sei durchweg wohlhabend, viele Bauern sogar reicher als ihre Herren; wo aber Reichthum herrsche, da sei auch Zufriedenheit und die meisten Verbrechen würden aus Armuth und Noth begangen.

Der alte Landwüst wandte sein rothes markiges Gesicht von einem zum andern, wie sie auf ihn einredeten, und strich sich nur zuweilen den dicken blonden

Knebelbart. „Hat's keinem von Euch einmal in der Faust gejuckt?“ fragte er endlich mit einem halbunterdrückten Fluch, den nur die Nähe der Gräfin zum besten Theile zurückhielt. „Muß es denn immer gestohlen sein?“

„Ihr habt Recht!“ sagte der Graf. „Der Entsprungene war kein Dieb oder Räuber. Er ist nicht dem Strick entlaufen, sondern etwas Schlimmerem. Wohl bekomm's ihm! Und nun bringt mir den Käfernburger Willkomm, Kredenzer! Er soll heut' der Arnstädter Abschied heißen.“

Der Hofjunker brachte das alterthümliche Trinkhorn, das wohl zwei Maß Wein faßte. Es hatte einst den Grafen von Käfernburg gehört, welche nun längst ausgestorben waren; den größten Theil ihrer Besitzungen hatten die Schwarzburger kraft der gemeinsamen Abstammung geerbt. Ihr altes Schloß, nur eine Stunde von Arnstadt entfernt, sollte heute Abend noch, wie Graf Günther schon bekannt gemacht hatte, zu einer besondern Lustfeier besucht werden. Der Käfernburger Willkomm wäre dort eher an seinem Platze gewesen. Doch ließen sie sich ihn auch jetzt gefallen; es war noch die Zeit unmäßigen Zechens im lieben Deutschland, und die neue Kirchenlehre, die überall auf Besserung der Zucht und Sitte drang, hatte darin nichts zu ändern

vermocht. Die Gräfin Elisabeth erhob sich, als das mächtige Trinkhorn gebracht wurde, und mit ihr verließen auch die andern Frauen die Tafel, nicht ohne lächelnde Rückblicke auf die Herren, die sich nun erst zurecht setzten und schon das gewaltige Trinkgefäß mit prüfenden Augen maßen, ob sie der ihnen angesonnenen Probe auch gewachsen sein würden. Es mußte nämlich auf einen Zug geleert werden, und ein prächtig eingebundenes Buch wurde auf dem Schenktisch ausgelegt, in welches der Name eines Jeden, der das Heldenstück vollbrachte, eingetragen wurde, ein Beweis, daß es nicht ganz leicht war. Nur schwachen oder jüngern Leuten konnte ein Nachlaß auf die Hälfte oder noch weniger gewährt werden, und der junge Graf, dem noch kein Flaum auf der Lippe sproßte, genoß heute diese Vergünstigung. Als an ihn die Reihe kam, sich für den Zutrunk und die vielen wohlgemeinten Wünsche zur glücklichen Fahrt in die Fremde zu bedanken, goß er noch einen Theil des ihm zugedachten Weins in die silberne Kanne ab und sprach dann seinen Dank in kurzen Worten aus, die aber so frisch und männlich klangen, daß dadurch der üble Eindruck, den sein Verschmähen des edlen Rebensaftes gemacht hatte, vollkommen aufgewogen wurde.

„Laßt mich das Kreuz in Eurer Hand sehen, junges

Herrlein", sagte der alte Landwüst, nachdem endlich die Tafel aufgehoben war und die Gesellschaft in Gruppen sprechend, streitend oder lachend umherstand, Mancher auch schon den Saal verlassen hatte, um sich den Rausch zu verschlafen und abends auf der Käfernburg zu neuen Thaten gerüstet zu sein.

Der junge Graf reichte dem Gaste die Hand, in welcher das Kreuz infolge der lebhaften Anregung seines Innern besonders scharf und blutroth leuchtete. „Habt Ihr es Euch schon deuten lassen?" fragte der Alte, der es verwundert betrachtete.

„Zweimal", nahm ein Anderer für den jungen Herrn lachend das Wort. „Das erste Mal bei der Geburt von der Hebamme, das zweite Mal von der klugen Frau aus Horba, die hat mir's selbst gesagt."

„Ich halt's mit der letztern!" schrie ein Dritter ausgelassen. „Was haben sie aus dem Kreuze gedeutet?"

Dem Jünglinge waren die tobenden Scherzreden lästig, doch mußte er sie dulden, da auch sein Vater mitlachte.

„Was kann das rothe Kreuz bedeuten!" rief der Befragte. „Kreuzzüge gibt's nicht mehr, da trugen's die Tempelherren. Wenn er nicht der Aelteste wär', dem Land und Leute zukommen, könnte man's auf einen Bischof oder Cardinal deuten. Bischof kann man

heute werden, ohne katholisch zu sein, in Naumburg haben wir den Amsdorf! Aber die kluge Anne will davon nichts wissen, die meint, das sei gar kein Kreuz, sondern ein Paar gekreuzter Schwerter und da sie blutroth, so bedeute das einen Kriegshelden."

Die Augen des Jünglings leuchteten bei diesen Worten, nicht vor Unwillen mehr, sondern stolz, denn er konnte sich diese Deutung, die er schon kannte, wohl gefallen lassen.

„Das ist das Beste, so Ihr werden könnt!" sagte der alte Landwüst und die Sache war damit abgethan.

Gegen Abend wurde der Auszug nach der Käfernburg angetreten, von der Gräfin mit den andern Frauen zu Wagen. Diesmal hatte sie ihre fünf Knaben alle mitgenommen, sie waren aber darauf vorbereitet, was sich dort begeben werde, damit sich die jüngsten nicht fürchten möchten. Der Graf mit seinem ältesten Sohne und alle Gäste nebst einem kleinen Gefolge von Dienerschaft setzten sich zu Pferde. Es war ein herrlicher Sommerabend; die Hitze des Tages hatte sich gelegt, vom Gebirge wehte ein frischer Wind herüber und rauschte in den Kronen der „hohen Buchen", von denen der Wald den Namen trägt, an dessen Saum sich der vornehme Zug dahinbewegte. Zur Rechten blieb die Bergmasse, auf deren jenseitigem Abhang das

Walpurgiskloster lag, das nun auch, wie alle Klöster im Lande, aufgehoben war; dort thürmten sich die Höhen bis zu ihrer Spitze, der Wasserleite, auf; vor den Reitern öffnete sich die Aussicht auf das ebene Land, dann zeigte sich drüben auf kahlem Bergvorsprunge die uralte, längst nicht mehr bewohnte Käfernburg, schon damals einer Ruine gleich. Jetzt sind ihre Mauerreste bis auf den letzten Stein abgetragen, um unten zu Ställen und Scheunen verwendet zu werden; unter dem Berge hat im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine verwittwete Fürstin von Schwarzburg, Auguste Dorothea, geborene Herzogin von Braunschweig, in Erinnerung ihrer Heimat ein schönes Lustschloß nach dem Muster des fürstlich Wolfenbüttelschen zu Salzdahlen erbaut, mit einem trefflichen Garten, der seiner Zeit viel Bewunderung erregt hat. Damals stellte sich die alte Burg auf der Höhe mit ihrer ganzen Umgebung unwirthlich dar, und die Meisten in dem stattlichen Zuge, der sie nach dem wunderlichen Einfalle des Grafen Günther besuchte, hatten wohl nur einen dunkeln Begriff davon, daß sie einst die Residenz eines mächtigen Geschlechts gewesen war, welchem außer dem nächsten Gebiet auch die Herrschaft Arnstadt und Plaue, Ilm und Ilmenau, Schloß Elgersburg, die Klöster Paulinzelle, Georgenthal und Schlotheim und

die Grafschaft Buchau gehört hatten. Dies reiche Besitzthum war nach dem Tode des letzten Käfernburgers vor hundertsiebzig Jahren etwas zersplittert worden, der größte Theil aber, wie schon erwähnt, den Grafen von Schwarzburg zugefallen.

Im Freien vor der Burg sollte der heutige Abend zugebracht werden; dazu waren auf Befehl des Grafen schon Anstalten getroffen, für Sitze und noch mehr für Speise und Trank gesorgt worden. Es ging wiederum sehr lustig zu und der Hofmeister des Erbgrafen, der an dieser Stätte auch der Vorzeit gedenken wollte, konnte für seine Auseinandersetzung über die Sage von einem Hunnenfürsten Namens Kefa, welcher den ersten Grund zu dieser Veste vor tausend Jahren gelegt haben sollte, keine rechten Zuhörer gewinnen. Die Sommerkäfer, welche beim Einbruch der Dämmerung reichlich die Luft durchschwirrten und mancher der Frauen, die sich ihrer kaum erwehren konnten, einen Schrei entlockten, übernahmen den Gegenbeweis für die gemeinere Ableitung des Burgnamens, die im Volke lebt. Aber Doctor Warnheimer ließ sich nicht irren. Ein Wink seines Herrn ermuthigte ihn. Er trat auf einen Stein, sein schwarzer Mantel flatterte im Winde, er streckte den Arm gegen die Mauerkrone des nächsten Thurms aus und sprach mit lauter Stimme: „Wenn Ihr

denn nicht hören wollt von dem Menschengeschlecht, das in uralter Zeit hier zuerst seine Wohnsitze aufgeschlagen hat, so werdet Ihr vielleicht eher lauschen, wenn ich Euch sage, daß hier in blinder Heidenzeit die bösen Geister, denen göttliche Verehrung geweiht wurde, ihre Macht gezeigt und mit vernehmlichen Zeichen dem Volke ihre Furchtbarkeit offenbart haben."

Bei diesem Hinweis auf die Schauer der Geisterwelt, der auch in aufgeklärten Zeiten seine Wirkung nicht verfehlt, wurde die Gesellschaft stiller und schenkte dem gelehrten Manne, hinter welchem Niemand den Schalk vermuthete, Gehör. Er berichtete Manches über den Götzendienst der alten Thüringer und das Zauberwesen, das in allen Bergen noch bis auf den heutigen Tag spuke. Wie er das sagte, rückten die Frauen näher zusammen und von den Männern fühlte mehr als einer jenes Durchrieseln, das in großer Gesellschaft eher etwas Angenehmes als Beängstigendes hat. Der Abend war so schön, das Zwielicht hüllte bereits die Gegend ein, gegen den lichtern Himmel zeichnete sich die dunkle Masse des Thurms mit seiner zackigen Mauerkrone scharf ab. Da hörte sich's ganz gut an, wenn von dem Abgott Stuffo auf dem Eichsfelde und der Jecha erzählt wurde, nach welcher noch die Jechaburg bei Sondershausen genannt wurde, und wenn es

dann finsterer ward, bedurfte es ja nur eines Wortes, um die bereit gehaltenen Pechpfannen und Holzstöße anzuzünden. Dann konnten die Leute in der Nachbarschaft denken, auf der Käfernburg werde von den Geistern der alten Grafen wieder ein Bankett gefeiert.

Plötzlich krachten zwei furchtbare Donnerschläge, welche den Redner unterbrachen und seinen Hörern durch Mark und Bein gingen. Laut auf schrieen einige der Frauen, andere waren vor Entsetzen betäubt; wie aber aller Augen sich zu der Höhe des Thurms richteten, von wo der Donner erklungen war, sahen sie mit Schrecken lebendige Feuerstrahlen aufsteigen, von einem Zischen und Brausen begleitet, das die Furcht zu einem Orkan vergrößerte, und im Bogen sprühte es wie zwei feurige Wasserfälle hernieder über die Mauer, daß die Frauen aufspringend die Flucht ergriffen und auch die Männer, deren viele am Boden gelegen, sich aufrafften, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Dazwischen ein Gelächter, das recht wie das Hohnlachen böser Geister klang, und nach kurzer Frist Stille und tiefe Nacht. Die Erscheinung des Unholds auf der Zinne, welche man deutlich gesehen, war verschwunden, das Brausen verstummte, die Flammen erloschen.

Nur einen Moment war es aber Nacht, dann

gewannen die Augen neue Sehkraft und konnten in der Dämmerung die Gegenstände wieder unterscheiden. Das Gelächter, jetzt mehrstimmig, klang von neuem, aber herzlicher als zuvor. „Zündet die Feuer an!“ gebot des Grafen laute Stimme, und allmälig gewann man die Ueberzeugung, daß sich der launige Herr, welcher dergleichen liebte, mit seinen Gästen einen Spaß erlaubt habe. Mehrere waren auch eingeweiht gewesen und hatten dazu beigetragen, die allgemeine Bestürzung durch ihr Betragen zu vermehren. Auf die Knaben, obgleich die Mutter sie alle bei sich gehalten und sie vorbereitet waren, hatte das Gaukelwerk doch einen starken Eindruck gemacht, wie viel mehr mußte es in grauer Vorzeit auf das Volk, das noch im Kindesalter stand, gewirkt haben.

„Nun, Reiffenberg, Euer Püstrich hat seine Kunst seit der Heidenzeit noch nicht verlernt!“ sagte der Graf, als der große Holzstoß brannte und Alles um denselben sich vereinigt hatte, die Gesichter so roth jetzt, wie sie vorher zum Theil blaß geworden waren, aber nur wenige verdrießlich, denn man verstand damals noch Spaß, wenn er auch etwas derb war. „Ja, edle Herren und schöne Frauen, hier steht der Zauberer, der mit verbotener Kunst sein Teufelsspiel mit uns getrieben hat, und ich schlage vor, ihn mit seinem

heidnischen Donnergott hier lebendig zu verbrennen. Den Püstrich kann ich Euch heute nicht zeigen, es hat viel Mühe gekostet, ihn mit Stricken dort hinaufzuwinden, denn der Kerl ist schwer. Morgen sollt Ihr ihn aber sehen, denn ich hoffe, Ihr bleibt noch ein paar Tage in Arnstadt; da lasse ich das Götzenbild, das mir der Reiffenberg abgelassen hat, wieder hinbringen. Wollt Ihr einstweilen hören, was es damit auf sich hat, so wird es Euch mein gelehrter Warnheimer erklären. Redet, Doctor Benedictus!"

Der Hofmeister berichtete, diesmal unter allgemeiner Aufmerksamkeit, daß vor kurzem auf der wüsten Rothenburg bei Kelbra die Herren von Tütgeroda, denen sie gehört, ein Götzenbild von Metall gefunden und an den hier gegenwärtigen Adam von Reiffenberg verkauft, der es wiederum Seiner gräflichen Gnaden, welche davon Kenntniß erhalten und ihn darum angegangen, käuflich überlassen habe. Besagter Götze sei von einem schwarzen unbekannten Metall, habe die Figur eines sitzenden, überaus dicken Knaben, der eine Hand über den Kopf, die andere auf das Knie gelegt; inwendig sei er hohl und habe den Mund offen, auch ein Loch im Kopf. Hier brach die lang unterdrückte Heiterkeit der Zuhörer wieder aus, und der Redner konnte nur einigen, welche die gehörte Explosion

durchaus erklärt haben wollten, noch in aller Eile sagen, wie ein geschickter Physikus durch Experimente dahin gekommen, das alte Kunststück der heidnischen Pfaffen, womit sie das Volk von der Rothenburg herab geschreckt und in blinder Zucht erhalten, wieder zu produciren. Die Tradition, die noch im Volke so viele Jahrhunderte sich erhalten, habe den Mann darauf geführt. Dem Monstrum werde der Kopf verkeilt — bei diesem Ausdrucke hatte der Gelehrte wiederum mit der Lachlust der wenigen, ihm treu gebliebenen Hörer zu kämpfen — dann werde das hohle Bild mit einer Mixtur gefüllt, welche des Physici Geheimniß sei, bis an den offenen Mund, durch welchen die Füllung geschehen, wenn es nicht etwa, wie er dahingestellt sein lasse, schon durch das Loch im Kopfe bewirkt worden. Nachdem auch das Mundloch verkeilt worden, setze man den Götzen, der nun wörtlich genommen toll und voll sei, über ein Becken mit glühenden Kohlen; er fange an zu schwitzen, daß die hellen Schweißtropfen an ihm herunterliefen, und wenn das Fluidum in seinem Innern eine gewisse Hitze erlangt, treibe es die beiden Holzkeile aus Schädel und Mund mit Donnerklang aus und fahre selbst in feurigen Strömen nach. Der Pedant hatte fast den letzten seiner Zuhörer verloren, als er schloß, und nur eine

Dame stand noch bei ihm, ihr Urtheil aber kränkte und demüthigte ihn tief. „Das ist zu kindisch!“ sagte sie, indem auch sie ihm den Rücken kehrte; es war Frau von Bieserodt.

Unter den ältern Männern hatte sich jedoch die Ansicht verbreitet, daß es nicht wohlgethan sei, mit dergleichen unheimlichen Dingen zu spielen; es wisse Niemand, welche verborgenen Kräfte darin walteten, und die Zeiten seien ohnehin schwer genug, daß man nicht den Donner eines heidnischen Abgottes aus langem Schlaf wieder zu wecken brauche. Von den jüngern Leuten baten aber mehrere den Grafen um Erlaubniß, dem Püstrich noch heute auf seinem Thurme ihre Reverenz machen zu dürfen, sie waren zu neugierig, ihn zu sehen. Der Graf ließ gern einige von den Fackeln, welche den Heimweg nach Arnstadt beleuchten sollten, dazu anzünden. Als auch der junge Graf Günther sich dazu gesellt, ließen seine Brüder sich nicht abhalten, mit auf den Thurm zu gehen, und selbst von den Frauen folgten mehrere dem muthigen Beispiele der Bieserodt, welche gleich dafür gestimmt hatte, und nur wenige von der Gesellschaft blieben bei der Gräfin Elisabeth zurück, die mit der ganzen scherzhaften Veranstaltung nicht einverstanden gewesen war. Der Püstrich aber empfing nach langer Verachtung wieder ein-

mal die Huldigung einer zahlreichen Versammlung, welche sich seiner absonderlichen Majestät freute. Noch jetzt ist er in seiner Zurückgezogenheit zu Sondershausen, wohin er später gebracht worden, bereit, Huldigungen anzunehmen, wiewohl von Zweiflern einer spätern Zeit sogar seine vormalige Gottheit bei den alten Hermunduren oder den bis hierher vorgedrungenen Wenden bestritten worden ist. Unsern modernen materialistischen Forschern war es sogar vorbehalten, in ihrem Grimm gegen Poesie und Ideale das eherne Gebild für eine Branntweinblase zu erklären.

Sechstes Kapitel.

Das Versteck.

Der Donner auf der Käfernburg war wirklich unten in der nächsten Umgebung gehört worden und hatte die Leute erschreckt. Zwar ließ die Erklärung nicht lange auf sich warten, aber sie wurde nicht allgemein geglaubt, obgleich es bekannt war, daß die gräfliche Herrschaft mit vielen Gästen die Käfernburg besucht und bei angezündeten Feuern im Freien gespeist hatte. Irgend etwas Geheimnißvolles war vorgefallen, das ließen sich die Leute nicht nehmen; man wollte es durch die Erklärung nur verbergen und nicht unter das Volk kommen lassen, um keine Furcht zu erregen. Oder wenn es doch die Wahrheit war, daß mit einem heidnischen Götzenbild dort Spaß getrieben worden, so ließ man sich nicht aufreden, daß der

Donner, den man doch gehört hatte, mit natürlichen Dingen zugegangen. Das war Teufelswerk. Der Teufel ginge noch immer auf der Erde um und werde umgehen bis an der Welt Ende, so wurde von allen Kanzeln gepredigt; sollte man daran zweifeln? Der alte Götzendienst war doch nichts Anderes gewesen als Teufelsdienst, und nun sich vornehme Herrschaften herausgenommen hatten, ihren Spaß mit dem Teufel zu treiben, hatte er ihnen mit Donnerstimme verkündigt, daß er immer noch da sei und Macht habe, sie zu verderben. Es war ein übles Zeichen auf die Reise für den jungen Grafen Günther, welcher gerade am andern Morgen das Schloß zu Arnstadt verlassen hatte; ein Glück nur, daß er das Muttermal des heiligen Kreuzes in seiner rechten Hand mit sich trug, das ihn vor Anfechtungen schützen konnte. So äußerte sich wenigstens ein wandernder Krämer, der die Nachricht in die Hütte der klugen Frau nach Horba gebracht hatte, wohin er gekommen war, um von ihren Kräutertränken für seinen Handel etwas einzukaufen.

„Meinst Du?" entgegnete die Alte. „Und was weißt Du vom Kreuz, der Du heute ein Papist bist und morgen ein Lutheraner, übermorgen ein Calvinischer und den Tag darauf ein Wiedertäufer, wie's Dein Vortheil mit sich bringt!"

„Was ich im Grund des Herzens bin, Muhme, das weißt Du nicht, das geht auch keinen Menschen etwas an!“ erwiderte der Krämer. „Unser Herrgott sieht nicht auf das Kleid. Ich komme weit herum in der Welt und warum soll ich in ein Haus, wo sie Schwarz lieber sehen, feuerroth kommen? Das Kreuz aber, Muhme Anne, ist doch aller Christen Gemeingut.“

„Es ist gar kein Kreuz, das der junge Schwarzburger in der Hand hat!“ sagte sie.

„Ein liegendes Kreuz, ein Andreaskreuz!“ behauptete der Krämer. „Sie nennen's auch ein burgundisches Kreuz! Es bedeutet, daß der junge Herr nicht allein ein starker, eifriger Christ, sondern auch ein treuer Diener des Hauses Burgund werden wird!“

„Hast Du das Zeichen gesehen, Kandel?“ versetzte sie. „Nicht? Wie kannst Du dann reden! Ich aber habe es gesehen und sage Dir, es ist kein Kreuz, sondern es sind zwei Schwerter, kreuzweis über einander gelegt. Ich bin nur ein dummes Weib, aber daraus kann ich mir schon meinen Vers machen. Nun, halte Dich nicht weiter auf, Du willst noch nach Rudolstadt und wirst spät hinkommen. Oder hast Du eine Wünschelruthe mit und willst unten bei Rothenbach Schätze graben, die die Mönche beim Abzug dort versteckt haben auf fröhliche Wiederkehr?“

„Wenn ich eine Wünschelruthe hätte, Mutter Anne", erwiderte der Krämer, sie mit seinen listigen Augen anblinzelnd, „so könnte ich sie schon bei Dir anschlagen lassen. Vielleicht fände ich bei Dir einen Schatz, den mir der Herr Graf in Arnstadt gar gern bezahlte!"

„Du red'st recht albern!" sagte sie. „Mach', daß Du Deinen Pack auf die Schulter nimmst, komm, ich will Dir helfen."

„Wir sind Geschwisterkind, Anne, wenn Du auch viel älter bist!" erwiderte er. „Ich werde Dich nicht angeben! Du solltest gegen Deinen Vetter nicht so hinterm Berge halten!"

„Du hast wohl in Ilm zu tief ins Glas geguckt!" sagte sie böse werdend.

„In Deine Kammer möcht' ich einmal gucken! Du hast Dir einen aufgehoben! Na, Alte, sei doch vernünftig, ich spaße ja nur. Hab' ich Unrecht, soll's mir lieb sein, denn wenn's herauskäme, daß Du einen, auf den große Herren fahnden, bei Dir versteckt hieltest, könnte es Dir übel ergehen!"

„Wen meinst Du denn eigentlich?" fragte sie etwas besänftigt. „Glaubst wohl gar, ich habe den Menschen, der den Metzgergesellen von Blankenburg fortgelaufen ist, in meinem Häusel? Sie sollen nur kommen und suchen!"

„Ja, ja, finden werden sie ihn nicht, wenn Du ihn auch hier hast!" sagte der Krämer. „Du weißt wohl nicht einmal, wie er heißt und wo er her ist?"

„O ja, das haben sie mir in Blankenburg gesagt", erwiderte die Alte trocken. „Du weißt aber vielleicht noch mehr, denn Du kommst weit in der Welt herum. Sprichst ja, daß große Herren auf ihn fahnden — was hat er denn verbrochen? Zum Herrn Valentin hat er gesagt, daß er unschuldig ist."

„Hat er das gesagt? Also zum Herrn Valentin! Vielleicht hat der ihn auf seinem Ehrensteine, wie?"

„Meinetwegen kann er ihn haben!" versetzte Anne. „Du weißt also nicht, was er gethan hat?"

„Hast Du einmal vom Grafen von Gleichen gehört mit seinem beiden Weibern?" fragte der Krämer.

„Du bist wirklich betrunken, Kandel!" fuhr die Muhme auf.

Er lachte. „Ich will ja nicht von der Heidin reden, die auf dem Ehrensteine gewohnt hat und heute noch dort umgehen soll!" rief er. „Ich habe ein anderes Exemplum, das noch am Leben ist. Wer ist das Haupt der Schmalkaldner? Nein, Anne, das gehört Alles zu Deiner Sache vom Gosmar! Ich meine den Landgrafen von Hessen, Herrn Philipp, der mit einer Frau nicht hat auskommen können und dem die Herren

Wittenberger Theologen noch eine zweite erlaubt haben, wie der Papst weiland dem Gleichen. Das hat aber sein Ohm in Sachsen sehr übelgenommen und ist mit der Mutter des Fräuleins, die aus Dresden war, scharf verfahren, daß sie ihm Alles hat gestehen müssen. Dabei hat der Gosmar mit geholfen und der Landgraf läßt auf ihn fahnden. Hier hast Du die ganze Geschichte, erzähle sie aber nicht weiter, denn ich habe sie Dir nur wieder gesagt, weil Du meine alte gute Muhme bist. Steckt er in Deinem Hause, so kannst Du ihn fragen, ob's wahr ist, kannst ihm auch sagen, wer es erzählt hat, er kennt mich."

„Wenn er in meinem Hause steckte, brauchte ich Dich nicht zu fragen!" versetzte die Kräuterfrau, welche ihn ruhig angehört hatte. „Du sprichst vom Landgrafen — was hat der aber im Schwarzburgischen zu suchen? Unser Graf hat den Mann doch in Blankenburg verhaften lassen!"

„Freilich! Er hat dem Landgrafen den Gefallen gethan. Warum, das weiß ich nicht."

„Weißt Du wirklich eins nicht?" entgegnete sie höhnend. „Du weißt doch sonst Alles, und was Du nicht weißt, das lügst Du. In Blankenburg wirst Du erzählen, daß Du den Entsprungenen bei mir gesehen hast, in Rudolstadt schon, daß eigentlich der Ehren-

steiner ihm durchgeholfen hat, und wenn Du wieder nach Arnstadt kommst, sagst Du den Leuten haarklein, wie er seinen Herrn, den Landgrafen, verrathen hat."

„Seinen Herrn? Das habe ich nicht gesagt! Hat er also in Diensten des Landgrafen gestanden?" rief der Krämer eifrig.

Frau Anne wies ihn jedoch unfreundlich ab, sie ließ sich auf nichts mehr ein. Kandel nahm seinen schweren Packen auf, wobei sie ihm behülflich war, und verabschiedete sich. Sie begleitete ihn vor die Thür und sah ihm nach, wie er den Berg nach Rothenbach hinabstieg; als sie sicher war, daß er nicht mehr umkehrte, ging sie rasch wieder in ihre Hütte und fand in der niedrigen Stube schon den Gast, den sie aus seinem Versteck eben hatte befreien wollen.

„Hast Du gehört, was der hier erzählt hat?" fragte sie ihn. Er nickte. „Nun, was sagst Du dazu?"

„Er hat gelogen!" war die Antwort.

„Er lügt immer, wenn er die Glocken hört und nicht weiß, wo sie hängen!" sagte die alte Frau. „Aber ich will von Dir wissen, ob es seine Richtigkeit hat mit den beiden Weibern Deines Landgrafen und ob er Dich wirklich verfolgt. Du hast mich auch belogen! Du hast mir gesagt, daß Du bei ihm in

Gnaden gestanden hast und nur mit Urlaub hergekommen bist, um Dich zu Hause wieder einmal umzusehen, weil Du gehört hast, daß Dein erster Herr und seine Frau gestorben sind. Weswegen sie Dich von dem Herrn Pfarrer weggeholt haben, willst Du selbst nicht wissen, Du bist aber ebenso verlogen wie der Kandel. Sagst Du mir die Wahrheit nicht, so geb' ich Dir kein Quartier mehr. Was willst Du überhaupt noch hier, wenn sie Dich hier hetzen und jagen? Du hast nur einen Katzensprung bis an die Grenze, da kann Dir kein Mensch mehr was anhaben, und wenn Du so in Gnaden bei Deinem Landgrafen stehst, so geh doch wieder zu ihm, der wird Dich schon schützen! Ich hab' Dir nun meine Meinung gesagt! Worauf wartest Du noch?"

„Worauf ich noch warte, Mutter Anne?" erwiderte der Gescholtene, sich an die letzte Frage der ihn überstürzenden Worte haltend. „Ich will nicht fort, ehe ich weiß, was aus meinem Junker Günther geworden ist. Sie hat mir versprochen, Mutter Anne, ihn aufzusuchen und mit ihm zu reden. Er ist noch in Rudolstadt, das weiß ich."

„Woher? Das Mädel kann auch nichts weiter wissen, als daß sie ihn im Walde getroffen hat und daß er hingegangen ist; ob er dort noch haust, woher

weißt Du das? Den laß seine Wege allein gehen, hänge Dich nicht an ihn. Der braucht Dich nicht, der braucht keinen Menschen, sondern nur den lieben Gott."

„Den brauchen wir alle, Mutter Anne!" sagte er mit niedergeschlagenen Augen.

„Nun, Gosmar, das ist das erste vernünftige Wort, das ich von Dir höre", sprach sie freundlicher. „Sage mir denn aufrichtig, wie steht's mit Dir und Deinem Landgrafen? Hast Du wirklich geholfen, die Mutter seiner Kebse dem Herzoge von Sachsen in die Hand zu spielen?"

„Eine Kebse hat der Landgraf nicht!" antwortete Gosmar. „Das Fräulein von der Saal ist sein angetrautes Eheweib, mit Zustimmung der andern, seiner ersten und fürstlich geborenen Frau, und die Theologen in Wittenberg, die doch wohl ein Recht mitzusprechen haben, sind ihm dabei nicht zuwider gewesen, das hat Ihr schon der Vetter Kandel gesagt. Kümmere Sie sich also darum nicht weiter. Die andere Geschichte ist verdreht, die weiß der Krämer nicht. Warum der Graf in Arnstadt auf mich fahnden läßt, das will ich Ihr sagen, wenn Sie doch gar so neugierig ist! Er wird erfahren haben, daß der Sohn seines verstorbenen Vetters wieder im Lande ist, und fürchtet sich, daß nun

doch noch außer ihm und dem Leutenberger einer vom Hause Schwarzburg da wäre, der ihm noch einen fetten Bissen von der Erbschaft streitig machen könnte. Und da haben sie ihm erzählt, daß ich beim Pastor, der den Grafen Heinrich mit der Freibergerin getraut, angekommen bin, flugs hat er sich gedacht, das sei, um die rechten Beweisschriften, Trauschein und Taufschein zu beschaffen, flugs sind sie denn mit einer Anklage fertig gewesen, die mich eines Verbrechens beschuldigt, und haben mich nach Arnstadt schleppen wollen, wo sie mir dann schon abgedrungen hätten, wo mein Junker sich aufhält, von dem ich dazumalen doch noch gar nichts wußte, denn ich habe ihn erst auf der Gasse in Blankenburg gesehen, als sie mich schon mit gebundenen Händen fortführten."

„Das ist eitel Fuchsschwänzerei, Gosmar!" sagte die Alte. „Deine Augen sind wie die Irrwische, die hin und her gaukeln; wenn Du mich ansäheſt, blieben Dir die verlogenen Geschichten in der Kehle stecken. Du bist ein Fuchs gewesen von klein auf, noch eh' Dich Dein seliger Graf in den Stall nahm. Der arme Junker Friedeburg wird dem Grafen keinen Morgen Land abstreiten, er könnt's nicht einmal, wenn er wollte, das weiß ich auch, so dumm ich bin. Weswegen er wiedergekommen ist, darüber wird sich der Graf

keine Sorge machen. Der Graf weiß gewiß gar nicht einmal, daß er wieder da ist. Also damit komm mir nicht. Willst Du mir nichts sagen, gut, aber Wind brauchst Du mir deswegen nicht vorzumachen."

„Mutter Anne, Sie setzt mir das Messer an die Kehle!" erwiderte Gosmar. „Ich will Ihr denn ehrlich sagen, daß ich Ihr die wahre Geschichte nicht erzählen kann. Ein Eid bindet meine Zunge."

„Das hättest Du gleich sagen sollen!" versetzte sie. „Was man beschworen hat, muß man halten."

„Weil Sie aber gut gegen mich ist und mir vielleicht noch helfen kann", fuhr er fort, „so will ich Ihr wenigstens so viel sagen, daß freilich der Landgraf seine Ungnade auf mich geworfen hat, und wenn ich ihm ausgeliefert werde, ist es um mich geschehen, es sei denn, daß ich meine Sache wieder gut mache. Will Sie mir nun helfen, daß ich meinen Junker Günther wiederfinde?"

„Hat der mit Deiner Sache etwas zu thun?" fragte Anne.

„Nein!" antwortete er. „Ich will ihn nur einmal wiedersehen, da ich ihn so sehr lieb gehabt habe. Er war zwölf Jahre alt, als ich fortging, und nun ist er vierunddreißig! Ich kannte ihn aber doch wieder!

9*

Mutter Anne, Sie geht morgen nach Rudolstadt, bringe Sie ihn mit heraus! Sie hat mir's versprochen!"

„Das hab' ich nicht versprochen, Gosmar, denn wie soll ich ihn herausbringen, wenn er nicht mag? Ich kann ihn ja doch nicht mit Gewalt fortschleppen, wie Dich die Blankenburger. Sagen will ich ihm, daß Du hier bist, dann mag er thun, was er will. Ich rathe Dir aber, hänge Dich nicht an ihn. Er hat Unglück genug gehabt in seinem Leben."

„Glaubt Sie das wirklich, Mutter Anne?" fragte der ehemalige Diener des Grafen von Schwarzburg in einem besonders weichen Tone, der an ihm befremden konnte. „Ich meine, daß er aus Gram über den Tod seiner Mutter ein Mönch in Paulinzelle geworden ist?"

„Das kann nur sein Beichtvater wissen", antwortete Anne. „Aber ich glaub's. Die Mutter starb ihrem Herrn in acht Tagen nach, wie hätte sie nach seinem Tode noch lange leben können! Er hatte reichlich für sie gesorgt. Schloß und Amt freilich fiel an seinen Vetter in Arnstadt, der nun auch todt ist, den Mann der Gräfin Käthe, aber Geld und Gut war für die Wittwe gesammelt, daß sie mit ihrem Junker gesichert war, wenn er auch kein Schwarz-

burgisch Land erben konnte und den Schwarzburgischen Namen nicht führen durfte."

„Er würde ihm keine Schande gemacht haben!" fuhr Gosmar auf.

„Sicher nicht! Aber die Mutter starb dem Vater nach, und es mochte wohl, wie er aus der Fremde zurückkehrte und beide ncht mehr am Leben fand, über ihn kommen, daß er doch ein halb verstoßener Mensch sei, wenn er auch noch so gut behandelt wurde, und da war er denn auf einmal in das Kloster gegangen. Ich habe ihn nachher als Pater Ambrosius wohl ein paarmal gesehen, aber er sah nicht zufrieden aus. Dann kam bald der andere Glaube ins Land und die Mönche mußten Paulinzelle verlassen; wo er seitdem gewesen ist, weiß ich nicht."

„Aber hat ihn denn sein Ohm — das war der verstorbene Graf in Rudolstadt doch immer — hat er ihn denn ziehen lassen?"

„Mich haben sie nicht dazu genommen, Gosmar!" erwiderte die Alte. „Das Reden von der alten Zeit hilft zu nichts, es fällt einem nur immer Alles wieder ein, wenn man ein Gesicht aus der Zeit sieht wie Deins. Ich werde morgen hinuntergehen und mit dem Günther reden, wenn er noch da ist."

Sie ging, für ihren Gast, dem sie eine verborgene

Zuflucht gegeben hatte, das Abendbrod zu besorgen, und machte sich dabei ihre Gedanken, um das, was sie von Kandel und ihm gehört hatte, in Zusammenhang zu bringen. Immer hatte Gosmar doch eine Schuld an seinem letzten Herrn, dem Landgrafen von Hessen, begangen, wie er sich auch seinem ersten, dem Grafen Heinrich, durch seine heimliche Entweichung untreu bewiesen hatte. Den Dienst, den er ihm in Annaberg zur Befreiung seiner Geliebten erwiesen hatte, rechnete ihm die kluge Frau, die ihn als ein Nachbarskind hatte aufwachsen sehen, nicht hoch an; ein so listiger Anschlag hatte ihm selbst Freude gemacht, denn er hätte eigentlich nach seiner Fuchsnatur Reineke statt Gosmar getauft werden müssen. Recht war es der Alten daher nicht, daß er mit dem Junker Günther, wie sie ihn in Gedanken immer noch nannte, wieder anbinden wollte, denn sie sah für diesen nur Verdruß daraus entstehen. Sie hatte sich in der ersten Unbedachtsamkeit bewegen lassen, ihn in Rudolstadt zu suchen, da sich Gosmar dort nicht zeigen durfte, wo er leicht erkannt werden konnte, aber was an ihr war, ein Zusammenkommen des armen Günther mit dem Landflüchtigen zu verhindern, wollte sie thun. Die Müllerstochter von Paulinzelle, der sie im Walde begegnet war, als diese von Rudolstadt heimkehrte, hatte ihr von dem

fremden Manne erzählt, mit dem sie eine Strecke gegangen war, weil er sie nach dem Wege gefragt, den sie auch hinab gewollt hatte; nach der Beschreibung konnte es kein Anderer gewesen sein als der, den sie selbst in der Vollmondnacht auf dem Berge über Paulinzelle getroffen und im hellen Licht gleich wiedererkannt hatte, weil sie ihn einst von böser Krankheit gerettet und weil er seiner Mutter so ähnlich sah. Darum mochte ihn auch der Gosmar, der ihn noch weit länger, wohl zehn Jahre länger nicht gesehen hatte, gleich wiedererkannt haben. Wer freilich die Mutter nicht so oft wie sie beide von Angesicht zu Angesicht erblickt hatte, der konnte in dem bärtigen Kriegsmanne nicht gleich den Klostermönch Ambrosius von Paulinzelle oder gar den Junker Friedeburg wiederfinden! Ob er noch in Rudolstadt weilte, sich vielleicht auf der Heidecksburg bei der Gräfin wieder eingeführt hatte? Gut aufgenommen würde sie ihn gewiß haben, da sie immer so gütig gegen ihn gewesen war; sie hatte ja selbst mit Frau Anne, als diese einmal von ihm anfing, freundlich über ihn gesprochen, wenn sie auch kurz abgebrochen hatte. Aber doch war Mutter Anne zweifelhaft, ob er es gewagt habe, die Heidecksburg zu betreten; sie dachte anders, als sie dem Gosmar gesagt hatte, über die Beweg=

gründe Günther's, sich in Klostermauern zu verschließen.

Vor Tagesanbruch verließ sie schon ihre Hütte, denn sie war an nächtliche Wanderungen bei ihrem Geschäft gewöhnt und bedurfte wenig Schlaf mehr. Es war ihr nicht lieb, daß sie den Fuchs allein in ihrem Hause lassen mußte, der ihr gewiß Alles durchstöberte, aber was er nicht finden und sehen sollte, hatte sie sorgfältig verschlossen; hätte sie ihn doch gern selber mit eingeschlossen, wenn es angegangen wäre. Als sie ihn abends in sein Versteck geschickt, hatte sie ihm gesagt, daß sie vor Tage ausgehen werde, und ihn ermahnt, sich nicht draußen zu zeigen. Im Dorfe wußte Niemand, daß er bei ihr war, denn er hatte sich erst bei Nacht und Nebel an dem Tage, wo er entsprungen war, bei ihr eingefunden und sich ihr entdeckt; ihre Hütte lag auch draußen seitab, sodaß Leute, die kein Geschäft bei der klugen Frau hatten, gar nicht hinkamen, aber es konnte doch in ihrer Abwesenheit nach ihr gefragt werden, und wenn man den fremden Menschen fand, gab's ein Gerede. Sie mußte Alles vermeiden, was den Leuten Verdächtiges über sie zu sprechen gab, denn wenn sie auch die Herrschaften, denen sie Dienste geleistet hatte, schützten, so konnte das doch nicht immer ausreichen und sie wußte, daß sie beim Richter schon durch

ihre Wunderkuren viel auf dem Kerbholz hatte. Ein Bauer war gestern aus Ilm mit der Nachricht von dem entsprungenen Mörder gekommen, er hatte sogar behauptet, es sei ein Preis auf seine Wiedereinlieferung ausgesetzt worden. Sie hatte Gosmar davon benachrichtigt und es war nun sein eigener Nachtheil, wenn er den Kopf vor die Thür steckte, und diese nicht vielmehr zugesperrt hielt, wie sie ihm anempfohlen hatte.

Rudolstadt war nur eine kleine Stadt, sie ist seitdem gewachsen. Frau Anne hielt es nicht für schwer, den Gesuchten zu finden, wenn er überhaupt noch dort war. Sie glaubte auch unbedenklich nach ihm unter irgend einem Vorwande fragen zu können, denn er war leicht zu beschreiben und hatte sich gewiß keinem Menschen zu erkennen gegeben, falls er nicht, woran sie zweifelte, auf die Heidecksburg gegangen war. Wo sollte er sich aufhalten als in einer Herberge, und deren gab es nur ein paar! Ihre Hoffnung wurde aber getäuscht, sie fand ihn nicht und hörte gar nichts von ihm. Nirgends, wo sie nach ihm fragte, wollten die Leute einen so stattlichen Kriegsmann gesehen haben, und als sie doch in einem Wirthshaus vor der Stadt auf der andern Seite an der Straße nach Jena ihre Frage bejahen hörte, paßte wieder die Beschreibung

gründe Günther's, sich in Klostermauern zu verschließen.

Vor Tagesanbruch verließ sie schon ihre Hütte, denn sie war an nächtliche Wanderungen bei ihrem Geschäft gewöhnt und bedurfte wenig Schlaf mehr. Es war ihr nicht lieb, daß sie den Fuchs allein in ihrem Hause lassen mußte, der ihr gewiß Alles durchstöberte, aber was er nicht finden und sehen sollte, hatte sie sorgfältig verschlossen; hätte sie ihn doch gern selber mit eingeschlossen, wenn es angegangen wäre. Als sie ihn abends in sein Versteck geschickt, hatte sie ihm gesagt, daß sie vor Tage ausgehen werde, und ihn ermahnt, sich nicht draußen zu zeigen. Im Dorfe wußte Niemand, daß er bei ihr war, denn er hatte sich erst bei Nacht und Nebel an dem Tage, wo er entsprungen war, bei ihr eingefunden und sich ihr entdeckt; ihre Hütte lag auch draußen seitab, sodaß Leute, die kein Geschäft bei der klugen Frau hatten, gar nicht hinkamen, aber es konnte doch in ihrer Abwesenheit nach ihr gefragt werden, und wenn man den fremden Menschen fand, gab's ein Gerede. Sie mußte Alles vermeiden, was den Leuten Verdächtiges über sie zu sprechen gab, denn wenn sie auch die Herrschaften, denen sie Dienste geleistet hatte, schützten, so konnte das doch nicht immer ausreichen und sie wußte, daß sie beim Richter schon durch

ihre Wunderkuren viel auf dem Kerbholz hatte. Ein Bauer war gestern aus Ilm mit der Nachricht von dem entsprungenen Mörder gekommen, er hatte sogar behauptet, es sei ein Preis auf seine Wiedereinlieferung ausgesetzt worden. Sie hatte Gosmar davon benachrichtigt und es war nun sein eigener Nachtheil, wenn er den Kopf vor die Thür steckte, und diese nicht vielmehr zugesperrt hielt, wie sie ihm anempfohlen hatte.

Rudolstadt war nur eine kleine Stadt, sie ist seitdem gewachsen. Frau Anne hielt es nicht für schwer, den Gesuchten zu finden, wenn er überhaupt noch dort war. Sie glaubte auch unbedenklich nach ihm unter irgend einem Vorwande fragen zu können, denn er war leicht zu beschreiben und hatte sich gewiß keinem Menschen zu erkennen gegeben, falls er nicht, woran sie zweifelte, auf die Heidecksburg gegangen war. Wo sollte er sich aufhalten als in einer Herberge, und deren gab es nur ein paar! Ihre Hoffnung wurde aber getäuscht, sie fand ihn nicht und hörte gar nichts von ihm. Nirgends, wo sie nach ihm fragte, wollten die Leute einen so stattlichen Kriegsmann gesehen haben, und als sie doch in einem Wirthshaus vor der Stadt auf der andern Seite an der Straße nach Jena ihre Frage bejahen hörte, paßte wieder die Beschreibung

nicht. Dort war ein Hauptmann aus Sachsen gewesen, ein baumlanger Mensch mit einem fürchterlichen weißblonden Knebelbarte; der hatte junge Burschen anwerben wollen, als aber die Frau Gräfin davon Kenntniß erhalten hatte, war er bedeutet worden, alsbald Rudolstadt zu verlassen und auch im Amte Blankenburg nicht etwa seinen Werbetisch aufzuschlagen. Diese Geschichte erzählte ihr der Krämer Kandel, ihr Vetter, dem sie in der Stadt begegnete.

„Es ist eine resolute Frau, die Gräfin! Allen Respekt vor ihr!“ setzte er hinzu. „Ihre Unterthanen befinden sich wie im Himmel. Ja, wenn alle Herren im lieben Thüringerlande so gewesen wären wie sie, dann hätten wir das Elend mit dem Bauernkriege vor zwanzig Jahren nicht gehabt und wir Arnstädter wären um ein paar tausend Gulden Strafgeld wegen des Aufruhrs reicher! Weißt Du, daß der Gosmar auch unter den Rotten gewesen ist?“

Sie stutzte, doch sagte sie gleichgültig: „Es sind viele tollgewordene Menschen dabei gewesen. Woher weißt Du denn auf einmal, daß auch der Gosmar mitgeholfen hat? Du hast mir ja gar nichts davon gesagt.“

„Es ist mir eingefallen, ich hatte es vergessen, Muhme Anne“, erwiderte der Krämer. „Ist es aber

nicht ein Spaß, daß der Landgraf, der gerade die Bauern bei Frankenhausen geschlagen und ihrer so viele vertilgt hat, absonderlich ihren Anführer, den Münzer, daß der sich gerade einen von den schlimmen Vögeln in seinen Dienst genommen hat, wie Du mir erzählt hast?

„Du bist nicht klug!" rief die alte Frau. „Hab' ich Dir so etwas erzählt? Woher sollt' ich das wissen? Der Gosmar geht mich gar nichts an, den suche, wo Du willst, nur nicht bei mir!" Sein pfiffiges Lachen machte sie noch böser und sie kehrte ihm den Rücken.

„Muhme Anne!" rief er hinter ihr her. Sie kehrte sich doch noch einmal nach ihm um. „Ich habe den Pater Ambrosius wiedergesehen!" sagte er. „Gelt, nun wirst Du gut? Ja, Muhme!" fuhr er fort, indem er sich ihr, die stehen geblieben war, wieder näherte. „Der junge Herr ist aber kein Pater mehr, der vor lauter Fasten und Kasteien blaß und elend geworden war, sondern hat lange schwarze Locken und sieht verbrannt aus wie ein Köhler, der hat in keiner Klosterzelle mehr gesteckt, sondern viel unter freiem Himmel gelegen."

„Du hast Dich wohl versehen, Vetter Kandel!" versetzte Anne mit möglichster Ruhe.

„Ja, wie ihr die Stimme zittert! Jetzt möchte sie

wissen, wo sie ihn auch sehen kann!" lachte der Krämer. „Versehen soll ich mich haben! Kenne ich den hochwürdigen Herrn etwa nicht? Habe ich ihn nicht als muntern Junker schon gekannt, wo die Leute immer schrieen vor Verwunderung, wie er seiner hübschen Mutter ähnlich sah?"

„Ach, geh! Die war blond und er rabenschwarz!"

„Thut nichts! Stirn, Augen, Nase, der ganze Kopf, Alles! Jetzt freilich hat er sich einen dicken Bart wachsen lassen, aber wer ihn gekannt hat, der findet ihn gleich wieder heraus! Ach, Du glaubst es ja auch, Muhme Anne, und willst nur, daß ich's recht sicher beschwören soll. Den hättest Du gern verhext, nicht wahr?"

„Wo willst Du ihn denn gesehen haben?" fragte sie. „Heute?"

„Heute, ja!" bestätigte er. „Hier in Rudolstadt."

„Hast Du mit ihm gesprochen?"

„Nein. Aber die Frau Muhme möchte wohl gern mit ihm sprechen?"

„Das möchte ich schon", erwiderte Frau Anne. „Wenn er sich so verändert hat, möchte ich wohl wissen, wo er in den letzten Jahren gelebt hat. Du weißt, daß ich ihn auch als Junker gekannt habe, länger als Du."

„Geh hinauf die Gasse da; am obern Ende beim Schwertfeger, da hab' ich ihn gesehen", berichtete Kandel. „Er ging grad' ins Haus, wie ich vorbeikam, sah mich an, wollte aber von mir nichts wissen; er glaubte wohl, ich kennte ihn nicht wieder, den ich doch so oft gesehen habe, wenn er mit unserm seligen Herrn ausritt. Ich werde mitgehen, Muhme Anne! Ich möchte doch auch gern wissen, wie es ihm ergangen ist."

„Das erfährst Du zeitig genug, Dir bleibt ja nichts verborgen", entgegnete die Muhme. „Ich mag Dich gar nicht mit haben. Du willst es doch nur wissen, damit Du Dich beim Grafen in Arnstadt wichtig machen kannst. Erzähl' ihm, was Dir einfällt, auf ein paar Lügen kommt's Dir ja nicht an."

„Dem Grafen wird so viel nicht daran gelegen sein!" erwiderte Kandel mit seinem pfiffigen Lachen. „Aber ich weiß eine schöne Frau, wenn ich's der sage daß Pater Ambrosius wieder da ist, so schenkt sie mir drei Dukaten."

„Dummes Gerede! Wen meinst Du?" fuhr ihn die Muhme au.

„Na, solltest Du nicht wissen, wer so oft nach Paulinzelle kam und gar so viel zu beichten hatte, wenn Pater Ambrosius —"

„Hast Du schon Alles vergessen, wie es in der Kirche gehalten wurde?“ unterbrach sie ihn. „Weißt Du nicht mehr, daß der Priester das Gesicht bedeckt hatte, damit Keiner wußte, wer ihm die Beichte abnahm?“

„Ach, Frau Magdalene wird's schon gewußt haben! Wenn ich wieder nach Horba komme, werde ich Dir die Dukaten zeigen, die sie mir für meine hübsche Nachricht geschenkt hat. Beichten kann sie freilich nicht mehr bei ihm, denn er sieht gar nicht mehr aus wie ein geistlicher Herr, vielleicht ist er aber im gelobten Lande gewesen und darum so braun; weltliche Kleidung zu tragen, kann ihm der Bischof erlauben. Bei uns dürfte er sich in der Kutte doch nicht blicken lassen. Grüße ihn schön von mir, wenn Du ihn findest.“

Die alte Frau trennte sich in großem Unmuthe von ihm, seine letzten boshaften Reden waren ihr zuwider. Sie wußte freilich, wen er meinte, aber wenn auch die leichtfertige Frau einst an dem schönen jungen Manne ein Wohlgefallen gefunden und dasselbe selbst dann nicht bezwungen hatte, als er die priesterlichen Weihen genommen hatte, so war doch nimmer zwischen ihnen ein Einverständniß gewesen.

Siebentes Kapitel.

Wiedersehen.

Auf waldiger Höhe, wo einst ein heiliger Hain zum Opferdienst des Heidenvolkes seine düstern Schatten verbreitet, hatte vor vielen Jahrhunderten ein Thüringer Häuptling Rudolf, der sein Volk von der Herrschaft der Franken befreit, die Heidecksburg erbaut und unter ihr im Thal der Saale ein Städtchen gegründet, dem er seinen Namen gegeben hatte. Burg Heideck war der Anfang einer ganzen Reihe starker Vesten, alle gegen die Wenden erbaut, welche, über die Elbe, sonst der Slawen Grenzfluß, dringend, einen Keil ihrer Ansiedelungen zwischen den Sachsen und Franken bis zur Saale vorgetrieben hatten. Wie die Franken am Fichtelgebirge sich durch Burgen geschützt, hatten die Thüringer eine Vertheidigungslinie durch die Vesten Schwarzburg, Käfernburg, Greifenstein, Saalfeld, Lobda-

burg, Orlamünde, Dornburg, Rudelsburg, Saaleck und Neustadt gezogen, die stolze Heidecksburg war aber der erste Stützpunkt derselben gewesen. Seitdem, welche Schicksale hatte das gesegnete Land erlebt! Einst ein mächtiges Königreich, das vom Harz und von der Weser bis an den Böhmerwald und dem Regenfluß folgend bis an die Donau, der Baiern Grenze, reichte, war es nun wie ein zerschlagener Edelstein in zahllose Stücke und Stücklein zersplittert, eins nicht einmal mehr im Glauben!

So dachte der Einsame, der in der Schwüle des Mittags, welche über den Bergen lag, durch die Schatten des Hains wandelte. Günther Friedeburg war es, der wie gebannt noch immer nicht zu dem Entschluß gekommen war, vom Ufer der Saale zu scheiden. Der freundliche Meister, bei dem er die Scharten seiner Klinge für neue Kämpfe ausschleifen lassen, hatte ihm, ohne nach Heimat und Herkunft zu fragen, gern eine Herberge gewährt; es bedurfte ja nach dem Aeußern seines Gastes nicht vieler Fragen, da er selbst, der Meister, auf seiner Wanderschaft als Gesell auch aus angeborener deutscher Kriegslust sich von Jakob von Wernau, dem Locotenenten Vater Frundsberg's, anwerben lassen und sogar den Sturm auf Rom mitgemacht hatte. Als er dann erfahren,

daß auch sein Gast in Italien gewesen, in dem unvergeßlichen Lande, von dem er noch jetzt mehr sprach, als der Meisterin lieb war, als ihm der Fremde Namen von deutschen Hauptleuten aus dem Heerlager des Kaisers nannte, die auch er gekannt hatte, wenn schon vor zwanzig Jahren nur als gemeine Landsknechte noch, da war er ihm in der Freude um den Hals gefallen und hatte ihn gebeten, so lange bei ihm zu bleiben, als es ihm gefalle. Günther war dadurch der Einkehr in einem Wirthshause, die ihm gerade hier unlieb gewesen wäre, überhoben worden, er hatte aber die freundliche Einladung des Schwertfegers nur unter der Bedingung angenommen, daß er sich für seine Zehrung mit der Meisterin abfinden dürfe, da er reichlich mit Geld versehen sei. Dadurch hatte er die Meisterin, die ihn anfangs mit höchst mißtrauischen Augen angesehen hatte, mit seinem längern Verweilen ausgesöhnt. Er konnte nun ziemlich unbemerkt, selbst im Städtlein Rudolstadt, bleiben, denn das Aufsichtswesen hatte sich zu jener Zeit noch nicht zu einer förmlichen Polizei ausgebildet, von welcher der Geist persönlicher Freiheit im Mittelalter nichts wissen wollte, und nur in besonders reichen Handels- und Seeplätzen, wo der Zudrang von Fremden und damit die Gefahr für die Sicherheit der Person und des Eigenthums

zunahm, gab es etwas Aehnliches. Günther hatte also nicht zu fürchten, daß er anders als durch die Neugier, die er nicht zu befriedigen brauchte, belästigt werden könne, und durfte die Gelegenheit, das unwiderstehliche Verlangen, welches ihn hierher geführt hatte, zu erfüllen, nicht gewaltsam herbeiführen. In der Welt versäumte er nichts, wenn er sich auch längere Zeit hier in Verborgenheit aufhielt, er hatte ja kein Ziel, keinen Zweck, als dem allgemeinen Loose der Menschen, gleichviel wenn, zu verfallen, nichts, das ihn hätte wünschen lassen, diesen Endpunkt seines Erdendaseins möglichst spät zu erreichen! Das Dasein hatte keinen Werth für ihn, und wäre er kein gläubiger Christ gewesen, so würde er es längst abgeworfen haben. Dieser Gedanke war ihm auch schon einmal genaht, da hatte ihn aber das Lächeln eines Kindes entwaffnet, ihres Kindes, um die er den Stahl bereits gegen sein eigenes Leben geschärft hatte! Seitdem war so Vieles mit ihm anders geworden und jene Versuchung konnte ihm nicht mehr Gefahr bringen. Sterben wollte er freudig und unverzagt, aber nicht um eigenes Leid, sondern im Kampfe für die Wiederherstellung des wahren Glaubens in seinem Vaterlande. Er hatte sich in den Jahren, die er in der Zurückgezogenheit des Klosters verlebt hatte, mit eifrigen Studien der

Geschichte seines Thüringen beschäftigt, da ihn die ascetischen Schriften, in die er sich zuerst versenkt, nicht lange gefesselt hatten. Die Benedictiner von Paulinzelle, so wenig sie sich in gelehrten Forschungen oder durch ein besonders ascetisches Leben ausgezeichnet, hatten doch Schätze profaner und geistlicher Wissenschaft in ihrer Bibliothek gesammelt und diese waren dem jungen Klosterbruder, auf den sie wegen seiner wenn auch nur einseitig erlauchten Geburt stolz waren, zu gute gekommen, als er sich über die Vorzeit seines Vaterlandes belehren wollte. Was er damals gelernt hatte, war ihm freilich in seinem Kriegsleben vielfach verdunkelt worden, seit er aber die Heimat wieder betreten, kam es ihm bei jeder Stätte, an die sich historische Erinnerungen knüpften, von neuem zum Bewußtsein. So auch heute, als er durch den Hain wandelte, um in der duftigen Frische die heißen Stunden vorübergehen zu lassen. Die alte Zeit! Sein Geist erhob sich bei dem Gedanken an Thüringens einstige Herrlichkeit, an die Wandlungen, die es erfahren, an die gewaltigen Kämpfe, deren Schauplatz es gewesen, über die Gegenwart und sein eigenes Leben sank zur Nichtigkeit herab. Wie konnte er über die kleinlichen Schicksale, die er erlebt hatte, noch murren, den Schmerz, der ihn quälte, noch eines Seufzers

werth halten, da die nächste Welle im Strom der Zeit ihn vielleicht spurlos hinwegriß zum uferlosen Ocean!

Er setzte sich unter einen uralten Baum und gab sich mit gestillter Seele dem Eindrucke des Waldfriedens hin, der rings um ihn herrschte. Den Rücken an den vielgeborstenen, mit Moosbüscheln überwachsenen Stamm gelehnt, ließ er seine Augen bald in das grüne Blättermeer über seinem Haupte, bald in die dämmernde Tiefe der Baumnacht, welche die Höhe bedeckte, schweifen. Die Stille des Hochmittags waltete hier, keines Vogels Ruf unterbrach das feierliche Schweigen, auch die geschäftige Insektenwelt, die sonst mit tausendfältigem Leben sich in Moos und Riedgras, Strauch und Gestein schwirrend regte, war wie ausgestorben, Günther's Herzschlag schien der einzige, der hier noch pulsirte. Seine Augen blickten nur träumerisch, gleichsam ohne Sehkraft hinaus, seine Gedanken verwirrten sich, die Bilder seines Innern flossen phantastisch in einander, schon senkten sich die Lider mit den langen Wimpern schwer über die schwarzen Augensterne, er gab, ohne es zu wissen, den Halt am Stamme der Eiche auf und ließ sich sanft in das schwellende Moos niedergleiten; zwei Minuten darauf war er fest entschlummert. Süße Träume — wie hätte der sanfte Zauber, der ihn überwältigt hatte, anders wirken können! — glück-

liche goldene Träume waren es, in denen seine freigewordene Seele wie ein Schmetterling auf Blumenkelchen sich wiegte. Ein Lächeln, wie es seine freudlosen, ernsten Züge seit langen Jahren nicht erhellt hatte, spielte um seinen Mund, er hatte die Lippen halb geöffnet, sie bewegten sich leise, ein Wort kam über sie, kaum hörbar geflüstert zuerst, dann deutlicher wiederholt und mit einem Tone, so weich und so sehnsüchtig, ein Wort von Herzen, ein heiliger Name!

Nicht ungehört verklang der sanfte Laut. Durch den Wald, Arm in Arm geschlungen, leise plaudernd, als wollten sie die schlummernden Vögel nicht wecken, waren zwei holde Mädchengestalten dahergekommen; beim Anblick des fremden Mannes, der schlafend unter dem Baume lag, hatten sie zuerst erschrocken umkehren und fliehen wollen, aber die Jüngste, noch ein Kind, hatte die Aeltere mit einem Druck ihres Arms festgehalten; sie hatten lauschend hingespäht nach dem Schläfer, und da er so gar fest zu schlummern schien, waren sie näher geschlichen, um ihn zu betrachten. Er sah so freundlich aus, er lächelte im Schlaf, gewiß träumte er von glücklichen Dingen. Jetzt schien er auch sprechen zu wollen und die beiden Kinder — auch die Aelteste war kaum sechzehn Jahre alt! — neigten sich, furchtsam und doch von mädchenhafter Neugier

bezwungen, über ihn. Da zuckten beide zusammen und sahen sich mit glänzenden Augen an, welche sogleich einen feuchten Schimmer annahmen — von den Lippen des Schlummernden hatten sie vernehmlich ein Wort gehört, das auch ihre Herzen elektrisch berührte, das Wort: „Mutter!"

In demselben Moment, als hätte ihr Blick ihn geweckt, schlug der Fremde seine großen schwarzen Augen auf und die Mädchen bebten zurück. Ehe er sich aus dem Zauberlande, in welches die holden Gestalten gar wohl paßten, in die Wirklichkeit finden konnte, waren sie ihm entschwunden. Er richtete sich auf, er blickte umher, das Bewußtsein kehrte ihm zurück — hatte er nur geträumt oder war die Erscheinung mehr als Traum gewesen? Nirgends eine Spur, kein rauschender Zweig, der verrathen hätte, daß ein menschliches Wesen in der Nähe sei! Günther stand auf und trat den Rückweg an, unzufrieden mit sich selbst. In den Träumen, die ihn heimgesucht hatten, in dem Nachspiel derselben, das ihn noch mit offenen Augen bethört, fand er einen Vorwurf für sein jetziges Leben, und er beschloß, dem Zaudern und Säumen ein rasches Ende zu machen, dann aber hinab zu ziehen von den Bergen, wieder südwärts, da er gestern eine Nachricht von seinem Meister gehört hatte, die ihn dazu bestimmte.

Der sächsische Hauptmann, der vor kurzem hier gewesen, hatte erzählt, daß der Kaiser im Reiche werben lasse, hatte auch ein paar Orte genannt, wo die Kriegsobersten, welche damit beauftragt waren, ihre Musterplätze aufgeschlagen hatten. Es war keine Frage, der Krieg um das höchste, heiligste Gut mußte bald eröffnet werden, der Feldruf: Hie Welf! Hie Waibling! diesmal in ganz anderer Bedeutung als zur Hohenstaufenzeit, sollte in Deutschlands Gauen wieder erschallen, da galt kein Ausweichen, es hieß, wie der Herr gesagt: „Wer nicht ist für mich, der ist wider mich!" und Günther wollte in dem guten Kriege, den er für den letzten Zweck seines sonst nutzlosen Lebens ansah, nicht fehlen. Als er so durch den Hain schritt, schlugen klar und deutlich gesprochene Worte an sein Ohr, die zu seinen Gedanken paßten, als ob sie durch diese im Walde geweckt worden wären. Die Stimme, die er vernahm, hatte ein so wunderbar wohlklingendes Organ, daß er dadurch betroffen stehen blieb, um ihr besser zu lauschen. Ihr Grundton war tief und männlich, aber so klangreich, so ergreifender Modulationen in höhere und weiche Chorden fähig, ohne dabei in unwürdige Weichlichkeit auszuarten, daß Günther sich nicht erinnerte, je eine herrlichere Stimme gehört zu haben. Die Worte aber!

„Ich habe das Schreiben an die sächsischen Gesandten selbst gelesen, Amsdorf hat mir eine Abschrift geschickt. Der Kurfürst sagt darin, daß alle Anerbietungen und Versprechungen des Kaisers wegen der Unparteilichkeit auf dem Concil keine Sicherheit gewähren; er könne auch einem Vergleiche durch gewählte Schiedsrichter nicht trauen, denn wenn auch völlige Uebereinstimmung aller zur Bedingung gemacht würde, so wären doch unter den deutschen Schiedsrichtern auch Katholische, und würde etwa Luther, der gewaltigste Mann in der heiligen Schrift, zugelassen werden? Selbst Melanchthon nicht! So hat der Kurfürst schon im Mai an seine Abgeordneten nach Worms geschrieben, als noch der Kaiser in Brüssel krank lag, und seitdem hat sich durch die mündlichen Verheißungen Karl's in der Lage nichts geändert. Wie Luther selbst darüber denkt, hat er wohl vielmals ausgesprochen und mir noch selbst aus der Gegend von Leipzig, wo er jetzt bei einem Freunde ist, mit seiner eigenen Hand geschrieben. Ich sehe keinen friedlichen Austrag der Sache."

Der Ton der letzten Worte war der einer ernsten Trauer. Günther hatte gleich anfangs, als er den Sinn und Geist der Rede verstanden, seinen Hut tief in die Stirn gedrückt und war dann ruhig weiter ge-

schritten, da er nicht daran dachte, einem Gegner auszuweichen, nöthigenfalls auch mit andern Waffen als leiblichen gerüstet war, um ihm zu begegnen. Er wollte den Mann sehen, der mit dieser herrlichen Stimme und der Kraft seines Wortes jedenfalls ein gefährlicher Feind war, wenn er vor dem Volke sprach, das sich durch äußere Gaben leicht hinreißen läßt; auch wollte er wissen, an wen die Rede gerichtet worden, da er keinen Laut einer Antwort vernommen. Der Sprecher schien aber nicht Raum zu einer solchen zu geben, er redete noch, als wenige Schritte von ihm entfernt aus dem dichten Unterholz, das seine Annäherung verborgen, der Fremde trat.

Wie geblendet blieb Günther stehen. Nicht die hagere, etwas gebückte Erscheinung des schwarzgekleideten Mannes, der bei seinem Anblick im Sprechen inne hielt, zog seinen Blick auf sich, sondern die Frau, welche neben demselben ging. Sie war weder durch einen besonders stattlichen Wuchs, noch durch reiche Kleidung ausgezeichnet, doch hatte die Haltung ihrer schlanken und zugleich in edelster Formenschönheit prangenden Gestalt eine unvergleichliche Würde; ihr Antlitz war nicht regelmäßig schön, aber von einer Anmuth der Züge, welche auch für das Alter, von dem sie noch fern war, einen herzerfreuenden Ausdruck

sicherte. Ernst blickte sie, wie es der Inhalt ihres Gesprächs mit sich brachte, doch konnte dies dunkelblaue Auge, das sie so eben verdüstert auf den Zweifler am Frieden gerichtet hatte, gewiß auch in bezaubernder Milde und Freundlichkeit strahlen! Unter dem schwarzen Schleier, der um ihre Schläfe wallte, schimmerte das klare Gold ihres Haares hervor, wie eine goldene Krone über der reinen Stirn.

Bei dem Verstummen des Sprechers an ihrer Seite folgte ihr Auge verwundert der Richtung seines Blicks und gewahrte den fremden Mann der bewaffnet, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, von welchem wenig mehr als der vom Bart umschattete Theil zu sehen, unter der Eiche vor ihr stand, sogleich aber mit raschen Schritten auf sie zueilte. Sie war betroffen, wehrte indessen ihrem Begleiter, der den Fremden von ihr abhalten wollte. Als dieser jedoch vor ihr ein Knie beugte und in leidenschaftlicher Bewegung das Haupt senkte, regte sich in ihr die frauenhafte Besorgniß und sie trat einen Schritt zurück.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte sie mit einem leichten Beben der Stimme.

Da hob er die Hand und warf den Hut zurück, der zur Erde fiel und sein dunkles Gesicht mit den langen Locken und den glühenden schwarzen Augen

enthüllte. Die Frau sah erschrocken auf ihn nieder — es bedurfte nur eines Moments, um ihn zu erkennen. „Günther!“ rief sie tiefbewegt.

„Zürnt mir nicht!“ sagte er, sich rasch erhebend. „Ich habe Euch nicht überfallen, nicht erschrecken wollen, Frau Gräfin!“

„So seid Ihr zurückgekehrt!“ sprach sie, jetzt vollkommen gefaßt, mit der alten Freundlichkeit, die er an ihr kannte. „Und Ihr habt, wie ich sehe, den rechten Weg gefunden!“ Dabei reichte sie ihm die Hand.

Er errieth, was sie meinte; sein Kleid und das Schwert, das er trug, gaben ihr den Anlaß dazu. Der Weg aber, der ihr der rechte schien, war ihm der Weg des ewigen Verderbens. Im Zweifel darüber durfte er sie nicht lassen, seinen Glauben zu verleugnen würde er selbst im Angesicht einer Todesgefahr nicht fähig gewesen sein. Er hatte ihre Hand ergriffen und mit bebenden Lippen geküßt, sein Auge ruhte auf ihrem Antlitz, als wolle es erst Leben und Licht aus ihm gewinnen, doch senkte es sich vor dem ihrigen, das mit stiller Hoheit ihm begegnete.

„Ich habe den rechten Weg niemals verloren!“ antwortete er auf ihre Frage in einem Tone, welcher seine Gefühle nur allzusehr verrieth.

Sie warf einen schnellen Blick auf ihren Begleiter, der den ihm gänzlich Unbekannten aufmerksam betrachtete, dann hieß sie Günther willkommen auf der Heidecksburg. „Ihr findet viel verändert im Vaterlande!“ setzte sie ernst hinzu.

„Sehr viel!“ erwiderte er. „Ich habe schon Alles erfahren. Habt Dank, daß Ihr mir erlauben wolltet, Euer Schloß zu betreten, ich muß mir aber an dem Glück genügen lassen, das mir heut' widerfahren ist. Mein Weg ist weit und schwer. Doch, so Gott will, kehre ich einst zurück, wenn —“ Hier unterbrach er sich, indem er sein Auge fest auf den Mann im schwarzen Kleide richtete, der neben der Gräfin stand, und sein Blick hatte einen Ausdruck von Feindseligkeit, welcher nicht mißzuverstehen war. In dem blassen und ruhigen Gesichte des Geistlichen zeigte sich jedoch keine Spur von Verwunderung oder Unwillen darüber, es schien im Gegentheil milder zu werden.

„Ich darf jetzt nicht hier weilen!“ fuhr Günther fort, indem er sich wieder zu der Gräfin wandte, die wohl bemerkt hatte, wie er ihren Begleiter mit einem Blick voll Haß angeschaut, und die sich, wenn sie auch seine Gedanken ahnte, dadurch nur verletzt fühlen konnte. „Daß ich Euch wiedergesehen habe, Frau Gräfin, soll mir ein Pfand sein, daß auch meiner noch ein höheres

Glück wartet! Darf ich Euch noch eine Bitte an das Herz legen?"

„Wenn ich sie erfüllen kann und darf", erwiderte sie, „gewähre ich sie gern."

„Laßt die Kirche von Paulinzelle verschlossen!" sagte er.

„Ich verstehe Euch!" antwortete sie mild. „Doch habe ich dort nichts zu gebieten oder zu versagen. Nur hier und in Blankenburg sind mir einige Rechte zugestanden, Fürstenrechte auch nicht, denn ich bin eine Frau und die Lande gehören dem jetzt regierenden Grafen zu Schwarzburg in Arnstadt." Sie sagte das gleichsam in mütterlicher Belehrung und setzte dann hinzu: „Beschwert Euer Herz der Gedanke, daß die Kirche von Paulinzelle einem andern Gottesdienste geöffnet werden könnte, als dem sie bisher geweiht war, so kann ich Euch darüber beruhigen. Der Graf hat diese Absicht nicht."

Günther hatte, während sie sprach, sein Auge wieder zu ihr erhoben und hörte vielleicht kaum auf ihre Worte, so stürmte das Blut durch seine Adern. Er bezwang sich aber mit Riesenkraft, neigte sich tief, als sie geendigt hatte, und sagte nur, fast unverständlich: „Ich danke Euch, Frau Gräfin. Gott sei mit Euch!"

„Wollt Ihr wirklich nicht wenigstens eine Stunde bei mir eintreten, nicht meine Kinder sehen?“ fragte sie, als er sich zum Gehen wandte. „Ihr kennt die Jüngste gar nicht, die andern waren auch noch klein — verdenkt es der Mutter nicht, wenn sie Euch daran erinnert, wie lieb Ihr die Kinder einst hattet!“

Sie hatte es wohl gemeint mit diesen Worten, aber ein Glück war es, daß der Geistliche zugegen war, die Glut, welche sie ahnungslos entzündet hatte, wäre sonst wohl, wie die eines Vulkans, verhängnißvoll aufgelodert. Die Gegenwart des schweigenden Zeugen bannte sie jedoch und Günther konnte, wenn auch erst nach einem kurzen Kampfe, eine schickliche Antwort geben. „Die jungen Gräfinnen kennen mich nicht mehr und haben mich wohl längst vergessen“, erwiderte er. „Ich danke Euch nochmals, Frau Gräfin, aber ich muß Rudolstadt noch heut' verlassen. Glaubt, daß ich niemals Eure Gnade vergessen werde!“ Er machte eine Bewegung, als wolle er nochmals vor ihr das Knie beugen und ihre Hand fassen, aber sie trat zurück und er kehrte sich ab, ohne weitern Abschied, ohne den Geistlichen zu grüßen, und entfernte sich mit raschen Schritten.

Die Gräfin war augenscheinlich erschüttert und gab sich auch keine Mühe, das zu verbergen, denn sie hatte

keine Ursache dazu. Der Geistliche fragte sie nicht, aber sie hielt eine Erklärung für nöthig.

„Der Arme ist sehr unglücklich!“ sagte sie weich. „Ihr kennt ihn wohl, Doctor Aquila?“

„Ich kenne ihn nicht, gnädige Gräfin“, erwiderte der Geistliche.

„Ihr habt Saalfeld in der ersten Zeit wenig verlassen“, versetzte sie, „doch werdet Ihr wohl von der Ehe des Grafen Heinrich mit der sächsischen Bürgerstochter gehört haben; es war sein Sohn, der eben von uns ging.“

„Der Sohn!“ wiederholte der Geistliche mit Antheil. „O ja! Ich habe früher von ihm gehört. Er ging nach dem Tode seiner Aeltern ins Kloster Paulinzelle, nicht wahr? Jetzt trägt er das Ordenskleid nicht mehr, scheint aber den Fanatismus desselben bewahrt zu haben. Wohl ist er deshalb unglücklich zu nennen.“

„Er ist nie recht gücklich gewesen, vielleicht nur seine Knabenjahre ausgenommen“, entgegnete die Gräfin, während sie mit dem Geistlichen den Rückweg nach dem Schlosse antrat. „Von seiner Kindheit haben wir nicht viel erfahren. Seine Aeltern, deren Verbindung viel Widerspruch erregt hatte, lebten ganz zurückgezogen und selbst der Vater hatte wenig Umgang mehr mit seinen Verwandten. Als ich mich verheirathete, wußte ich gar

nichts von ihm; er kam nicht nach Arnstadt, wie die andern Vettern meines Mannes, denn mein Schwiegervater, der sehr streng an allem Hergebrachten hielt — nicht blos im Punkte der Religion! — hatte ganz mit ihm gebrochen. Ich war auch noch zu jung, um mich viel um andere Dinge zu bekümmern. Erst als wir Arnstadt verlassen mußten — Ihr wißt ja, warum! —"

„Um des Glaubens willen!" bestätigte der Geistliche.

„Mein Schwiegervater duldete den Sohn nicht länger bei sich, weil Heinrich seiner Ueberzeugung nicht wieder untreu werden konnte, und wir mußten hierher nach Rudolstadt ziehen, als meine älteste Tochter kaum ein Jahr alt war. Da fand sich zum ersten Male der Vetter, der wie mein Mann Heinrich hieß, bei uns zum Besuch ein, da mein Mann, wenn auch aus einer andern und wichtigern Ursache gewissermaßen verstoßen war wie er. Mein Mann ist dann wieder einmal bei ihm gewesen, ich nicht, weil ich damals das Unglück hatte, meinen Knaben, der hier geboren war, zu verlieren. Auch wünschte der Vetter nicht, daß ich mitkommen sollte, es würde seine demüthige Frau nur in Verlegenheit setzen. Ich sage das nur, damit Ihr nicht ungleich von mir denkt."

„Ihr dürft Euch nicht gegen Stolz und Hochmuth verwahren, gnädige Gräfin", entgegnete Aquila.

„Jeder, der Euch nahe gekommen ist, hoch oder niedrig geboren, weiß davon zu sagen.“

„Ein oder das andere Mal brachte der Vetter seinen Knaben mit“, fuhr die Gräfin fort, dies Lob mit einer leichten Handbewegung ablehnend. „Der war damals fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Doch wurde er bald auf Reisen geschickt und als er zurückkam, starb sein Vater, dem auch die Mutter bald folgte. Da forderte mein Mann den jungen Menschen, der sich einem ungemessenen Schmerze hingab, auf, zu uns zu ziehen, und führte ihn fast mit Gewalt hierher. Er war unterdessen etwa achtzehn Jahre alt geworden und ein schöner, stattlicher Mensch; mein Mann sagte, daß er seiner Mutter ähnlich sehe wie ein lebendiges Abbild. Aber er hatte eine Schwermuth, die von der Zeit nicht gelindert, sondern eher verstärkt wurde; Zeichen davon glaubte ich schon früher bemerkt zu haben, obgleich er zuweilen recht froh sein konnte. Vieles mochte aber dazu beitragen, ihm den frischen Lebensmuth seines Alters immer mehr zu benehmen: der plötzliche Tod seiner Aeltern, das Bewußtsein, daß er von der Verwandtschaft seines Vaters ausgeschlossen sei, wie er auch den Namen des Hauses nicht führte; der Zweifel, wie er nun sein Leben gestalten solle, und endlich, laßt es mich gestehen, auch das Aergerniß, das er an dem

Gottesdienst in unserm Hause nahm, von dem er sich beharrlich ausschloß. Ihr wißt, daß mein Schwiegervater nur auf Verwendung des verstorbenen Kurfürsten von Sachsen meinem Manne eine besondere Hofhaltung hier in Rudolstadt und einen lutherischen Prediger gestattete, doch nur für sein Haus und seine Dienerschaft, soweit diese freiwillig an dem evangelischen Gottesdienste Theil nehmen wollte."

„Ich kam bald darauf nach Saalfeld", sagte Aquila, „und weiß mich zu erinnern, daß Euer seliger Herr Gemahl zu meiner Einführung als Superintendent von Rudolstadt herüberkam, wobei er mir Einiges von seinem Hauswesen erzählte. Der Punkt aber, den Eure Gnaden in Bezug auf den Jüngling berührt, daß er als starrer Anhänger der römischen Kirche an dem Gottesdienst in Eurem Hause ein Aergerniß genommen, erklärt mir, warum er den Entschluß gefaßt hat, Euch zu verlassen. Die Melancholie, von der Ihr spracht, vielleicht eine angeborene, mag ihn dann wohl zu dem Entschluß geführt haben, in das Kloster zu gehen."

Die Gräfin äußerte sich darüber nicht. „Als mein Schwiegervater gestorben war", sprach sie nach einer Pause weiter, „konnte mein Mann in dem Lande, das ihm zugefallen, die neue Kirchenordnung, der er selbst mit gläubiger Seele anhing, allmälig einführen —"

„Ihr sagt: Kirchenordnung!“ unterbrach sie der Superintendent von Saalfeld. „Sagt lieber: die von Menschensatzung gereinigte Christuslehre! Mit der Kirchenordnung würden wir uns schon vertragen haben. Schrieb Luther doch an den Propst Buchholzer in Berlin: wenn sein Herr, der Kurfürst, das Evangelium Christi lauter, klar und rein predigen lasse und die beiden Sakramente nach der Einsetzung des Herrn geben, fallen lasse, was im Gottesdienst menschlich sei, so möge der Propst mit herumziehen in der Procession, ein silbern oder golden Kreuz und einen Chorrock von Sammt oder Seide tragen, ja drei über einander wie Aaron, und möge, wenn der Kurfürst Lust daran habe, derselbe vorher springen und tanzen, mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie König David vor der Lade des Herrn, nur daß nicht eine Noth zur Seligkeit daraus gemacht werde. Die Kirchenordnung, gnädige Frau Gräfin, ist Nebensache, die Lehre thut's!“

Sie kannte den eifrigen Freund und Mitstreiter Luther's, der mit diesem zu Wittenberg gelehrt und gewirkt hatte, und nahm den Tadel gegen ihren Ausdruck hin. Er hatte aber damit ihre Erzählung unterbrochen und diese wurde auch nicht wieder angeknüpft, da die Gräfin ihre beiden jüngsten Töchter eilig kommen sah, als ob sie ihr etwas Wichtiges zu verkünden

hätten. Es war die Nachricht, daß sie weiter hin im Hain einen fremden Mann schlafend gefunden und von ihm erschreckt worden seien. Die Gegenwart des Superintendenten, dessen strenges Gesicht sie bei aller Auszeichnung der Mutter scheuten, hinderte sie, die nähern Umstände zu erzählen, wie sie ihn belauscht und durch sein Wort im Traume gerührt worden. Die Gräfin wußte, wer jener Mann gewesen war, und beruhigte die jungen Mädchen, welche sie schon überall gesucht hatten.

„Geht nur vor uns her!" sagte sie lächelnd. „Ich werde Euch schützen, daß Euch nichts geschieht."

„In Eurem Schutz, die Ihr die Macht dazu habt", bemerkte der Geistliche, als die Kinder dem Worte gehorchend vor ihnen hergingen, „wer wollte sich nicht geborgen fühlen! Aber mich rührt es immer, wenn ich das Kind einer armen, niedriggeborenen Mutter sehe, die sich selbst nicht helfen und schützen kann gegen fremden Uebermuth oder gegen Gewalt, und höre, wie das Kind mit vollem süßen Vertrauen die Mutter, wie ein mächtiges Wesen, zu seinem Schutz anruft und ihr jede erlittene Unbill klagt, damit sie dieselbe bestrafe. Ich erlebte das noch kürzlich einmal in Saalfeld; es war das Kind einer armen Leibeigenen, das der Herr der Mutter geschlagen hatte, ein vornehmer und reicher Mann."

„Ihr übernahmt es für die Mutter, ihn wenigstens mit Worten zu strafen?“ fragte die Gräfin.

„Das habe ich gethan“, erwiderte Aquila. „Doch fürchte ich, die arme Frau wird es nachher haben entgelten müssen, wenn der Herr auch meine Vorstellung ruhig hinnahm. Ich bin leider etwas rasch und überlege mir nicht immer weltlich klug die Folgen meines Eifers.“

„Ihr kennt keine Menschenfurcht!“ sagte die Gräfin. „Das habt Ihr in Eurem Leben schon oft bewiesen!“

„Wenn es nur die eigene Person betrifft“, erwiderte der Superintendent lächelnd, „so ist es schon gut, wenn man keine Menschenfurcht kennt. Ein Anderes ist, wenn man durch sein dreistes Werk andere Menschen mit in Gefahr bringt, da soll man sich doch bedenken, absonderlich dafern es nicht um des Einen willen, was noth ist, geschieht. Gilt es das, so muß jede andere Rücksicht schweigen, und wie Luther auf dem ersten Wormser Reichstage vor Kaiser und Fürsten und allen Prälaten, die ihm an das Leben wollten, gesagt, soll Jeder sprechen: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! Gott hilft auch und gebraucht oft Werkzeuge, die sich ohne Gottes Nöthigung wohl besinnen würden, ob sie helfen sollten, wie mir in meinen jungen Jahren die Schwester des Kaisers.“

Er meinte die gewesene Königin von Dänemark,

Isabella, deren Fürbitte ihm die Freiheit wiederverschafft, als ihn der Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, in dessen Diöcese er damals Pfarrer war, gefangen gesetzt, weil er sich freimüthig für die Lehren Luther's erklärt hatte. Die Gräfin Katharina kannte die merkwürdige Lebensgeschichte Aquila's, der endlich zu Saalfeld im sächsischen Lande Superintendent geworden war und hier in gesegnetem Wirken lebte, noch immer als Freund Luther's ein eifriger Vorkämpfer der Reformation.

„Ihr werdet hoffentlich keinen Schutz mehr brauchen, als den Euch Euer Landesherr gewährt, am wenigsten aber die Fürsprache einer Frau", sagte sie auf den Rückblick Aquila's in seine jüngern Jahre.

„Wer weiß!" entgegnete der Geistliche ernster. „Mein Herr, der Kurfürst, ist zwar nicht gesonnen, die Diener des göttlichen Wortes fremder Anfechtung preiszugeben, wie er auch wegen Luther's Buch „Wider das Papstthum" erklärt, daß Doctor Martinus einen sonderlichen Geist habe, der ihn nicht Maß halten lasse; weder die vorigen Kurfürsten, sein Oheim Friedrich der Weise, noch sein Vater Johann, hätten demselben Maß setzen wollen, noch gedenke er selbst dergleichen zu thun; Luther habe einen weit andern Sinn, als der von Andern gefaßt zu werden vermöge; wenn

sich Jemand an ihm ärgern wolle, so könne er, der Kurfürst, es nicht hindern. Aber ich sage, es könnten doch Zeiten kommen, in denen seine Macht nicht ausreicht. Setzet, der Krieg bricht aus, und Gott in seinem unerforschlichen Rathschluß gibt den weltlichen Waffen unserer Widersacher den Sieg, um die Unüberwindlichkeit unserer geistlichen Waffen in desto schönerem Lichte strahlen zu lassen, da könnte es schon sein, daß die Prediger der reinen Lehre auf eine Zeit lang von den Kanzeln vertrieben, ja auf Leben und Tod verfolgt würden und für ihr irdisches Theil einer Zuflucht und eines Schutzes bedürften."

„Ich kann mir diese Möglichkeit nicht denken!" sagte die Gräfin erregt. „Sollte auch der Krieg ausbrechen und der Sieg dem evangelischen Bunde treulos werden, nimmer doch könnte das Licht, das über einen so großen Theil unseres Vaterlandes aufgegangen ist und bereits weit hinauf die Länder des Nordens, Niederland, ja Frankreich überstrahlt, wieder in Finsterniß erlöschen durch irdische Gewalt!"

„Darin habt Ihr Recht, und Euer starker Glaube wird nicht zu Schanden werden", erwiderte Aquila „Aber was an ihr ist, an der irdischen Gewalt, das Licht zu dämpfen, das thut sie schon selbst. Erst vor kurzem hat zu Doornik in den Niederlanden, also im

eigenen Lande des Kaisers, ein französischer Prediger, Namens Pierre Breuil, der aus Straßburg dorthin berufen war, den Flammentod erduldet. Es ist auf dem Reichstag zur Sprache gekommen, wie mir geschrieben worden ist, der Kanzler des Kaisers hat aber erklärt, nicht um der Religion willen, sondern wegen Ungehorsams gegen die Gesetze strafe der Kaiser seine Unterthanen. Das ist eine Vermengung des geistlichen und weltlichen Regiments, die für jedwedes Urtheil in Glaubenssachen den Deckmantel abgibt. Sie haben uns vorgeworfen, daß in Augsburg gleicherweise einer gestraft worden, weil er sein Kind in der alten Weise nach römischer Kirchenordnung habe taufen lassen; ich habe den Mann gekannt, er hieß Baumgärtner. Darauf ist entgegnet, er sei nur in eine Ordnungsstrafe von dreißig Gulden genommen, nicht aber, wie es drüben geschehe, verbrannt worden, aber Granvella hat erwidert: mehr oder weniger ändere das Wesen der Sache nicht; die Katholiken straften härter, die Protestanten gelinder, gestraft werde von beiden. Ich erzähle das nur, um zu zeigen, daß wir auf eine großmüthige Benutzung des Siegs, falls Gottes Zulassung ihn den Feinden verleiht, nicht zu rechnen haben."

„Noch ist der Friede ja nicht gebrochen!" sagte die Gräfin. „Der gnädige Gott wird ihn uns erhalten!"

„Amen!“ erwiderte der Superintendent, aber seinem Tone war es anzuhören, daß er das Wort mehr in Ergebung als in fester Zuversicht sprach.

Sie waren in diesem Gespräch an das Schloßthor gelangt, wo die beiden jungen Mädchen stehen geblieben waren, um sie zu erwarten. Die älteste Tochter der Gräfin, nach der Mutter Katharina's auf den alten Namen Anastasia getauft, erschien jetzt auch, um die vom Lustwandeln Heimkehrenden zu empfangen; sie hatte unterdessen in ihrer Kammer mit den Hoffräulein oder, wie sie damals genannt wurden, adligen Jungfern fleißig an ihrer Ausstattung gearbeitet, denn sie war Braut und ihre Hochzeit sollte nicht mehr lange hinausgeschoben werden. Dem Geistlichen that es wohl, die Mutter mit ihren drei lieblichen Töchtern zu sehen, wie hier das schönste Verhältniß, das er den höchsten wie den niedrigsten Familien zum Muster aufstellen konnte, bestand. Er verweilte aber nicht lange mehr auf der Heidecksburg, die er heute nur auf der Durchreise besucht hatte. Sein alter Freund und Bekannter von Sickingen's Zeit her, Valentin Ehrenstein, hatte ihn dringend eingeladen, bald einmal zu ihm zu kommen, da er in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm zu reden habe.

Achtes Kapitel.

Die kluge Frau.

„Er muß ja kommen! Bleibe Sie doch noch, Muhme Anne! Ich sage Ihr, er streift viel draußen umher; einen frischen Kriegsmann leidet es nicht in der Stube, wenn er nicht Frau und Kinder hat!" setzte der Schwertfeger mit einem Seitenblick auf die Meisterin hinzu.

„Ich habe noch mehr Gänge, Meister Brecht!" antwortete die Kräuterfrau. „Wenn Sein Gast wieder kommt, sage Er ihm nur, daß ich hier gewesen bin und er solle doch, ehe er ganz fortgeht, einmal zu mir heraufkommen, es wolle ihn Jemand sprechen; aber es müsse bald geschehen."

„Jemand?" fragte der Meister. „Sie will ihn wohl neugierig machen? Das hilft Ihr nichts! An

dem prallt jeder Bolzen ab, wie an einem guten Mailänder Harnisch. Soll ich ihm nicht gleich sagen, wer der Jemand ist?"

Die Alte besann sich eine Weile. „Meinetwegen!" sagte sie dann. „Es ist einer, der seine Mutter gekannt hat, den Namen wird er gleich wissen."

„Na aber, Mutter Anne, wie heißt er denn?" nahm die Meisterin das Wort. „Mein Mann will ihn nicht danach fragen und ich getraue mir's auch nicht. Man muß doch aber wissen, wen man beherbergt, absonderlich wenn's einer von dem Niemand nützen Kriegsvolke ist."

„Mutter, so rede mir nicht!" entgegnete der Meister. „Niemand nütz! Wenn's keine Kriegsleute gäbe, womit sollte denn Stadt und Land vertheidigt werden? Das ist immer so! Ist Frieden im Lande, so sind wir Niemand nichts nütz und mein ganzes Gewerb als Schwertfeger ist ein gottloses gegen das fünfte Gebot, sobald's aber Noth ist, daß der Feind kommen könnt', schreien sie nach uns und wir sind die lieben Kinder!"

Die Meisterin wollte scharf entgegnen, aber die Kräuterfrau hielt ihr den Mund zu. „Stille, Frau Gevatterin! Zankt Euch ein ander Mal. Ich kann nicht mehr zuhören. Bestellt, was ich Euch gesagt habe,

Meister Brecht. Sollte aber der Gast gar nicht mehr zu Euch kommen bis Abend, so schickt Euren Jungen zum rothen Krebs, da wird mein Vetter Kandel sein, den laßt es wissen, damit ich zu Hause nicht unnütz warte."

Sie entfernte sich; wenige Minuten nach ihr trat aber der Mann ein, den sie gesucht hatte. Wegbleiben konnte er ja nicht, es lag noch seine geschnürte Feldtasche da, in der er seine Sachen verwahrt hielt. Meister Brecht meldete ihm sogleich, was ihm aufgetragen war. Bei Nennung der Kräuteranne blickte er überrascht auf; hatte sie doch seine Spur gefunden? Als er dann ihre Aufforderung hörte, sah er den Meister scharf an und fragte, ob er wisse, wer es sei, der seine Mutter gekannt haben wolle. Ihm selbst war kein Zweifel darüber, doch wollte er hören, ob die alte Frau eine Andeutung gemacht habe, welche den Schwertfeger auf richtige Vermuthungen führen könne. Dieser verneinte die Frage ehrlich. Der Fremde fragte, wie weit es bis Horba sei, und als ihm der Meister Bescheid gegeben, verlangte er sogleich von der Meisterin den Betrag seiner Zehrung zu wissen, da er ohnehin heute habe weiter ziehen wollen, daß er nun aber den Weg zu der Kräuteranne nicht scheuen werde.

„Ja, ja! Wer ein guter Sohn ist", erwiderte sie, „der

vergißt die Mutter sein Lebtag nicht und wenn er achtzig Jahre alt wird. Eure Mutter lebt wohl noch?“

Er verneinte es kurz, und sie wurde durch sein Wesen wiederum eingeschüchtert, sodaß sie auch in dieser letzten Stunde sich nicht getraute, einen Versuch zur Befriedigung ihrer Neugier zu machen. Von der alten Anne war auch nichts zu erfahren. Wenn die hätte reden wollen, die hätte aus allen Schlössern im Lande Geschichten erzählen können, aber sie war verschwiegen wie das Grab; darum vertrauten ihr auch die Herrschaften ihre Geheimnisse an und riefen sie zu Hülfe, wo kein Mensch sonst helfen konnte, gewiß auch zu argen Dingen. Darüber durfte man aber nicht reden, sonst that sie einem in aller Stille etwas Böses an. Der Kandel dagegen, an den sie den Meister für den Fall, daß der Gast ausbleiben sollte, gewiesen, der erzählte frisch von der Leber weg, was er wußte, von dem hoffte die Meisterin doch etwas zu hören.

Der Fremde zahlte seine Zehrung. Meister Brecht bat ihn noch einmal, das zu lassen, aber er lehnte diese Bitte mit warmem Danke ab, machte im Gegentheil noch den Kindern ein reiches Geschenk und legte auch der Meisterin, welche gerade hinausgegangen war, ein hübsches kleines Kreuz von Korallen auf das Fenster-

bret. „Das ist aus Welschland!" rief der Schwertfeger mit leuchtenden Augen. „So hab's ich da gesehen an den Mädeln und sechs-, siebenfache Schnüre dazu über die vollen Brüste."

„Laßt das Eure Frau nicht hören!" warnte der Fremde lächelnd, indem er ihm die Hand zum Abschied reichte. Auch der Meisterin, die er noch draußen traf, gab er die Hand. „Ich wünsche Euch nur Freude an Euren Kindern!" sagte er, und sie dankte ihm mit Thränen in den Augen. Sein Geschenk, als sie es fand, sicherte ihm ihr Andenken auf immer.

Bald, nachdem er fortgegangen war machte sich die Frau ein Geschäft in der Stadt und fragte im rothen Krebs nach dem Krämer, als habe sie ein Geschäft bei ihm. Zu ihrer Freude war er eben von seinen Gängen heimgekommen; eine Viertelstunde später hätte sie ihn nicht mehr getroffen, da er im Begriff stand, nach Blankenburg und Königsee zu gehen, um morgen oder übermorgen nach Arnstadt, wo er wohnte, zurückzukehren. Sie konnte ihm freilich nicht die Bestellung machen, welche seine Muhme dem Meister nur für den Fall, daß sein Gast wider Vermuthen bis zum Abend ausbleibe, aufgetragen hatte, aber sie durfte ihm doch mittheilen, daß der Fremde heimgekehrt sei und sich schon auf den Weg nach Horba gemacht habe.

„Ihr wißt wohl, wer dort auf ihn wartet?“ fragte sie den Krämer.

„O ja, und Sie möchte es auch gern wissen, Frau Meisterin, nicht wahr?“ erwiderte Kandel.

„Nun, ich weiß es ja schon!“ sagte sie. „Es ist einer, der die Mutter unseres Gastes gekannt hat.“

„Richtig! Der ist sehr weit her und hoch her! So etwa aus Tirol oder der Schweiz, wo die höchsten Berge stehen, mein' ich. Ein grausam reicher Mensch, der zu seinem Vergnügen zu Fuß geht und dabei Kundschaft sucht für den Kaiser. Ich hab' ihn einmal in Augsburg gesehen, da ritt er einen Hengst mit einer langen gestickten Decke und einem gelben Federbusch auf dem Kopfe, den Hengst meine ich. Es war ein kohlschwarzer Rappe, so schwarz wie sein Reiter.“

„Reich ist er, das glaub' ich schon!“ sagte Frau Brecht. „Er hat mir auch ein schönes rothes Kreuzchen geschenkt.“

„Ein Kreuz! Nehme Sie sich in Acht, er will Sie verführen!“

„Ach“, sagte die Meisterin halb lachend, „schäm' Er sich doch!“

„Ich meine, zum alten papistischen Glauben! Was denkt Sie! Ein Kreuz also! Nicht auch ein paar

saubere Heiligenbildchen mit ausgeschnittenem Papier und goldenen Rändern? Er ist ein vornehmer katholischer Herr, kann ich Ihr sagen."

„Aber wie heißt er denn?" fragte sie eifrig.

„Wenn Sie es ganz für sich behalten will: er ist ein Vetter des Papstes, seinen welschen Namen kann Sie doch nicht aussprechen. Hat er die Frau Gräfin besucht?"

„Die hat doch mit den Papisten nichts zu thun!" entgegnete die Meisterin. „Aber mir fällt ein, daß er mich nach ihr gefragt hat, wieviel Kinder sie hat und ob sie als Wittwe über den Tod ihres Herren noch sehr betrübt ist."

„Sieht Sie!" rief der Krämer. „Und was hat Sie ihm geantwortet?"

„Na, ihre Betrübniß zeigt eine vornehme Wittwe doch nicht den Leuten! Seinen Namen möchte ich aber schon hören, vielleicht merk' ich mir ihn doch."

Kandel sprach ihr einen langen welschen Namen vor, über den sie den Kopf schüttelte. „Mein Mann würde ihn schon nachsprechen!" sagte sie. „Der hat sich in Welschland lange herumgetummelt, Gott sei's geklagt! Ich werde aber bald erfahren, ob mein Schwarzkopf oben auf dem Schloß gewesen ist."

„Frage Sie danach, und wenn ich die andere Woche

wiederkomme, so sage Sie mir Bescheid. Ich will Ihr dann auch erzählen, was Ihr Schwarzkopf bei meiner Muhme ausgerichtet hat."

Er nahm seinen Kasten auf den Rücken und ging. Die Meisterin aber, als sie ihrem Manne die gehörten Neuigkeiten erzählte, wurde von ihm ausgelacht. „Dem glaube Du nur!" sagte der Schwertfeger. „Am Ende macht er Dir unsern Kriegsmann noch zu einem Freier für die Frau Gräfin."

„Nun, wenn er ein vornehmer Herr ist?" entgegnete die Frau.

„Und wenn er der Sohn des Kaisers wäre! Katholisch ist er, das ist das Wahre an der ganzen Geschichte des alten Lügenbolds, er hat es mir offen gesagt und Jeder mag bei seinem Glauben bleiben. Aber daß die Frau Gräfin, deren verstorbener Herr um seines Glaubens willen in jungen Jahren hart gelitten hat, keinen katholischen Freier annähme, und wenn er der Schönste und Vornehmste wäre, darauf will ich mich lebendig verbrennen lassen."

Die Frau schwieg vor der starken Stimme ihres Mannes, aber sie hatte über den Fall, wenn er eintreten sollte, eine andere Meinung als er. In ihren Augen war der Gast, wenn er auch katholisch war, seit heute bedeutend im Werthe gestiegen. Was hatte

er aber in Verkleidung hier gesucht? Kundschaft für den Kaiser, was hieß das?

In der Hütte der alten Kräuterfrau zu Horba wartete unterdessen der Mann, dem sie ein Versteck gewährt hatte, mit Ungeduld auf seine Wirthin. In seiner Unruhe hatte er doch ihr Verbot nicht geachtet, sondern mehrfach draußen nach ihr ausgeschaut, war auch von vorübergehenden Leuten bemerkt worden. Mutter Anne, als sie endlich durch das Dorf gegangen kam, wurde daher von einer Nachbarin lachend zur Rede gestellt, was sie für einen kleinen, blassen Menschen in ihrem Hause habe. Sie that verwundert, antwortete, daß er sich wohl Raths bei ihr erholen wolle, kam aber deshalb in sehr üble Laune, welche nur dadurch gemildert wurde, daß sie beim Eintritt in ihre Hütte das Nest leer fand. Er hatte also ihre Heimkehr nicht abgewartet, sondern sich aus dem Staube gemacht, wahrscheinlich in der Furcht, sich selbst durch seine Unvorsichtigkeit in Gefahr gebracht zu haben. Als sie jedoch in der Küche eben Feuer anzündete, steckte Gosmar seinen Kopf herein; er war wieder so leise angeschlichen, daß sie ihn gar nicht hatte kommen hören.

„An den Galgen mit Ihm!" fuhr sie ihn heftig an. „Oder aufs Rad, wo er hingehört, Er Spießgeselle Münzer's!"

Gosmar stutzte wohl bei ihrem zornigen Willkommen, bei dem letzten Worte aber lachte er. „Weiß Sie kein besseres Schimpfwort? Worüber ist Sie denn so böse?"

„Sollen die Leute sagen, daß meine ehrliche Hütte zu einem Schlupfwinkel für Räuber und Mörder geworden ist?" rief sie, von seinem Gelächter noch mehr erzürnt. „Warum bist Du nicht still im Loche sitzen geblieben, wie ich Dir's geheißen habe? Mußt Du Deine Fuchsschnauze alle zwei Stunden einmal in den Wind stecken? Die Leute haben mich schon nach Dir gefragt, in Rudolstadt wissen sie, daß Du mit bei den Bauern gewesen bist, und bald werden sie's auch hier wissen. Mache dich fort, ich will Deine Hehlerin nicht sein."

„Das hat Ihr wohl auch der Vetter Kandel erzählt?" entgegnete Gosmar ungedemüthigt.

„Wenn er mir's erzählt hat, so wird er's auch Andern erzählen! Ich will Seine Schande nicht bei mir haben!"

„Braucht's drum wahr zu sein, wenn's der Vetter Kandel erzählt hat? Sie hat ihn ja selbst einen verlogenen Menschen gescholten! Und wenn's wahr wäre, so ist lange Gras drüber gewachsen. Wer dabei umgekommen ist, der hat's weg; die Fürsten und Herren haben die Menschen zu Tausenden am Leben gestraft

und am Gelde geschätzt, Bauern und Bürger; nach zwanzig Jahren werden sie Keinem mehr etwas anthun, der ihnen dazumalen entwischt ist. Sage Sie mir lieber, ob Sie meinen Junker gefunden hat."

„Nein!" erwiderte sie hart. „Er braucht also nicht weiter zu warten. Es wird bald dunkel sein, dann kann Er sich aufmachen. Ich will Ihm nicht nachsehen."

„Weiß Sie, warum ich meine Fuchsschnauze in den Wind gesteckt habe?" versetzte er. „Ihretwegen, Mutter Anne. „Es klopfte Jemand an und rief nach Ihr, so laut und so dringend, daß mir brühheiß in meiner Kammer wurde. Aber ich hielt mich doch fest und rührte mich nicht; an die Kammerthür kam's auch, klopfte und rief, aber die war verschlossen. Als es endlich fortging, wollte ich doch sehen, was es eigentlich gewesen war, und ging nach, sodaß mich aber kein Mensch sehen konnte —"

„Aber die Leute haben Dich doch gesehen!" unterbrach ihn Anne, etwas besänftigt durch seine Erzählung, die ihre Neugier reizte. „Nun, wer war's denn gewesen?"

„Ein Bote mit Quersack und Stock, hatte einen großen schwarzgelben Hund bei sich, so groß wie ein Kalb, Murks hieß der Hund."

„Das hat Er ihm angesehen?“ lachte die Alte, die bei der Beschreibung des Hundes unwillkürlich mit dem Kopfe genickt hatte, als wisse sie nun schon Alles.

„Der Bote rief das Thier, weil es Ihre Hühner jagte, Mutter Anne!“ erwiderte Gosmar. „Ist Sie nun zufrieden? Ich sehe Ihr an, daß Sie schon weiß, wo der Bote her ist und was er von Ihr gewollt hat.“

„Wo er her ist, das kann ich mir schon denken“, sagte die Frau, „aber was er hier gewollt hat, weiß ich nicht. Ich habe dort nichts zu suchen, die versteht es besser als ich.“

„Was denn? Fiebertränke kochen, vielleicht auch Liebestränke?“ entgegnete Gosmar. „Nun, werde Sie nur nicht wieder böse! Die edle Frau von Ehrenstein braucht wohl dergleichen nicht mehr —“

„Woher weiß Er, daß der Bote vom Ehrenstein war?“ fuhr Anne wieder auf.

„Ich habe ihn gefragt“, antwortete Gosmar gelassen. „Alles Ihretwegen, Mutter Anne! Der Bote kehrte sich plötzlich noch einmal um und sah mich; sollte ich fortlaufen, wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat oder sich fürchtet? Was hätte er denken müssen, wenn ich wieder ins Haus gesprungen wäre und mich eingeschlossen hätte? Ihr wär's zum Schaden gewesen.

Ich ging also ganz ruhig auf ihn zu und fragte ihn, was er wolle."

„Nun?" rief die Alte, da er nicht weiter sprach.

„Ja, Mutter Anne, es war verdrießlich, es war sehr verdrießlich! Der Kerl kannte mich. Es ist ein Unglück, wenn man nicht aussieht wie aus einer großen Schafheerde, in der nur der Schäfer die einzelnen Schafsgesichter herausfinden kann. „Gosmar!" schrie er mich an. „Steckst Du hier?" Ich sagte ihm, daß ich hier gar nicht stecke, sondern nur eben vorbeigekommen sei, und fragte ihn, da ich ihn auch erkannte, den Knecht des alten Herrn Valentin, was er hier gewollt. Da gab er nur kurzen Bescheid, daß eins oben krank sei und daß er die kluge Frau habe rufen sollen, und ging dann schnell seiner Wege, als wolle er mit mir nichts zu schaffen haben; am liebsten hätte er vielleicht den Hund, der mich anschnüffelte, zum Anpacken und Festhalten gehetzt. Der Fang wäre ihm bezahlt worden!"

„Sagte er nicht, wer oben krank sei?" fragte die Kräuterfrau, welcher seine Mittheilung erfreulich schien.

„Nein!" antwortete Gosmar. „Er gab mir auch keinen Auftrag; daraus sieht Sie, wie klug ich's gemacht habe, daß er nicht gemerkt, wo ich eigentlich mein Unterkommen gefunden! Vielleicht wird er's im

Dorfe für Sie bestellt haben, daß es Ihr Jemand sagt."

„Es ist gut!" versetzte sie. „Aber was ich Dir gesagt habe, dabei bleibt's. Deinen Junker habe ich nicht gefunden, der kommt also nicht; geh Deiner Wege und sieh, wie Du Dir weiter hilfst, ob Du Deinen Landgrafen wieder gut machen kannst oder einen andern Herrn findest, wenn Du nicht gar auf eigene Faust das Handwerk wieder aufnimmst, das Du mit dem Münzer getrieben hast."

„Den Münzer schelte Sie nicht, Mutter Anne! Das war ein studirter Mann, mit dem der Landgraf, als er ihn gefangen bekam, selbst seine Noth hatte, ihm aus der Bibel seine Sünden zum Gewissen zu führen. Was soll ich's gegen Sie leugnen — ja, ich bin mit bei Frankenhausen gewesen! Wenn die Bauern, statt geistliche Lieder auf ihrer Wagenburg zu singen und sich für kugelfest zu halten, mit Spieß und Schwert drauf gegangen wären, hätte die ganze Geschichte vielleicht ein anderes Ende genommen und ich könnte mir selbst Knechte halten, statt daß ich einen argen Herrn mit dem andern vertauschen muß."

„War etwa Graf Heinrich ein arger Herr für Ihn?" rief die alte Frau, die durch sein Geständniß aufs neue gegen ihn aufgebracht war. „Was hat

Ihn denn fortgetrieben, wenn's nicht die Lust am Unfug in der Welt war, die Er freilich bei Seiner frommen Herrschaft nicht büßen konnte?"

Gosmar konnte den Blick der Alten nicht ertragen, seine Augen flackerten wieder wie Irrlichter umher. „Graf Heinrich war ein guter Herr!" sagte er. „Und seine Hausfrau noch besser als er. Warum ich fortgegangen bin, Mutter Anne, das habe ich Ihr schon gesagt."

„Aber nicht die Wahrheit!" erwiderte sie. „Die mag ich auch gar nicht wissen, was geht's mich an! Ich will überhaupt gar nichts mehr mit Dir zu thun haben; jeden Tag hört man neue Schlechtigkeiten von Dir; am Ende kommt's noch heraus, daß Du auch den Grafen, Deinen Herrn, oder die Frau umgebracht hast!"

Ein graufahler Schein zuckte bei diesen harten Worten über das blasse Gesicht des Mannes, und er sagte mit einem erzwungenen Lachen: „Am Ende noch mehr! Ich habe die Heideckburg an allen vier Ecken angezündet, daß die Gräfin mit ihren drei Töchtern verbrannt ist!"

„Du bist ein verstockter Gesell, das weiß ich schon", versetzte die Alte, sich wieder zu ihrem Herde wendend, wo das Feuer während dieses Gesprächs erloschen war. Gosmar verließ die Küche und setzte sich in der Stube

auf die Bank, stützte den Kopf in die Hand und saß lange in tiefen Gedanken. Ein abermaliges Klopfen an der Thür störte ihn, und als er aufblickte, wurde die Thür eben geöffnet, er sprang freudig auf, denn vor seinen Augen stand derjenige, nach dem er sich so sehr gesehnt hatte.

„Seid Ihr's?“ rief er. „Seid Ihr's wirklich, Junker Günther?“

„Und Du bist frei, Gosmar!“ entgegnete der Eingetretene, der die Thür rasch hinter sich zuzog. „Ich habe Dich in schlimmer Lage gesehen, als ich durch Blankenburg ging. Hat man Dich als unschuldig entlassen? Und was willst Du von mir, daß Du mich hieher bestellt hast?“

„Wo seid Ihr jetzt?“ fragte Gosmar hastig. „Auf der Heideckssburg?“

Günther verneinte das mit einer gewissen Heftigkeit, indem seine Augenbrauen sich finster zusammenzogen. „Ich bin unterwegs!“ sagte er dann.

„So nehmt mich mit!“ rief Gosmar. „Laßt mich bei Euch bleiben! Gefällt's Euch, so zieh' ich gleich, diesen Augenblick mit Euch ab; hier kann ich doch nicht mit Euch reden!“

Da trat aber Frau Anne, welche draußen die Stimmen der Männer gehört hatte, schon herein und

freute sich nicht minder als Gosmar, daß ihre Bemühung in Rudolstadt doch nicht umsonst gewesen war. Sie hieß Günther mit einer wahren Aufregung willkommen und musterte ihn nun bei Tageslicht, ob er wirklich seiner Mutter noch so ähnlich sah, wie ihr Vetter es behauptet hatte. Daß er für heute wenigstens mit ihrer schlechten Hütte vorlieb nehmen werde, bezweifelte sie nicht, reichte ihm einen Stuhl und legte Hand an, ihm seine Tasche abzunehmen, er aber dankte ihr und sagte, daß er zur Nacht in Königsee bleiben wolle; er sei nur hieher gekommen, weil sie bei seinem Wirth, dem Schwertfeger in Rudolstadt, nach ihm gefragt und hinterlassen, daß ihn „der da!" — er zeigte auf Gosmar — sprechen wolle.

„Das kann ich unterwegs!" fiel Gosmar ein. „Ihr nehmt mich also an?"

„Suchst Du einen Dienst bei mir?" entgegnete Günther. „Bei einem, der zu Fuß, den Ranzen auf dem Rücken, den Stab in der Hand, wandert?"

„Ich will Euch doch dienen!" rief Gosmar. „Ginge es nach der Gerechtigkeit, so müßtet Ihr —"

„Sei still!" unterbrach ihn Günther. „Davon will ich nichts hören! Was ist mit Dir, Gosmar? Du hast mich verlassen, wo Niemand Dich hinwegtrieb, und nach so vielen Jahren finde ich Dich als einen

Gefangenen wieder, dem man das Schlimmste nachsagt. Sage mir, wie das abgelaufen ist und warum Du nun hier mich sprechen willst."

„Ich habe mich selbst frei gemacht", antwortete Gosmar, „und da ich Euch in Blankenburg erkannt hatte, war's mir wie eine Gnade von Gott und ein Zeichen, daß ich wieder zu Euch gehen und Euch dienen sollte wie sonst."

„Wohl Dir, wenn Du noch auf Gnade von Gott hoffen kannst!" erwiderte Günther. „Mit mir gehen kannst Du aber nicht. Ich will aufrichtig gegen Dich sein. Nicht aus Noth bin ich zu Fuß über das Waldgebirge gewandert, ich hatte meine Ursachen dazu; drüben auf der andern Seite werde ich erwartet von meinem Diener mit den Pferden, dann ziehe ich meine Straße, die ich ziehen muß. Ich kann Dich nicht mitnehmen; gib Dir keine Mühe, mich zu überreden. Sage mir also kurz, was Du mit mir sprechen wolltest; sage es mir hier, Mutter Anne kann Alles anhören, denn ich habe keine Geheimnisse mit Dir, den ich seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen habe."

Es lag eine kalte Abfertigung in seinem Tone, welche bewies, daß er dem ehemaligen Diener seines Vaters keine Zuneigung mehr bewahrte, wohl auch an die Beschuldigungen glaubte, die er in Blankenburg

gehört hatte, und Gosmar fühlte sich dadurch tief gekränkt. „Ihr habt mich vergessen und verachtet mich jetzt!“ sagte er vorwurfsvoll.

„Ich habe nicht vergessen, daß Du mir einst treu und freundlich gewesen bist, daß ich Dir Manches verdanke“, erwiderte Günther. „Aber Du hast mich freiwillig verlassen, und ich, Gosmar“, setzte er mit tiefem, aus der Brust klingendem Tone hinzu, „ich habe von Allem, was meine Jugend berührt, auf ewig Abschied genommen! Geh denn im Vertrauen auf Gottes Gnade, wenn Du nicht blos mit leeren Worten so gesprochen hast, Deinen Weg und nimm von mir eine Beihülfe an, die ich Dir gern biete.“

„Meint Ihr, ich habe Euch rufen lassen, um Euch anzubetteln?“ rief Gosmar, dessen Blässe einer mißfarbenen Röthe gewichen war. „Ich stehe zwar hier fast so nackt, wie ich auf die Welt gekommen bin, denn sie haben mir, als sie mich fortschleppten, Alles genommen, aber lieber würde ich verhungern am Wege, als mir, wie einem Bettelmann, einen Kreuzer von Euch vor die Füße werfen lassen.“

„Du thust mir Unrecht, ich meinte es gut“, sagte Günther. „In meinem Entschluß kann ich nichts ändern, den ändere ich nie. Willst Du aber einen Rath von mir hören, so verlasse das Land sobald als möglich,

denn Deine Spur ist schon aufgefunden. Du hast einst die Waffen getragen für eine verruchte Sache, so bringe Deine Hand wieder zu Ehren, indem Du für eine bessere wieder die Waffen ergreifst. Willst Du das, so kann ich Dir ein geschriebenes Wort von mir geben, auf das Du angenommen wirst von dem Manne, an den ich Dich weisen werde."

„Gebt mir's, gnädiger Herr!" bat Gosmar, auf einmal ganz demüthig.

„Gebt's ihm nicht!" mischte sich jetzt Frau Anne ein, deren graue Augen von einem zum andern geblickt hatten, wie sie die Worte mit einander wechselten. „Traut ihm nicht! Er macht einen schlechten Gebrauch davon."

Aber ihr Einspruch bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigte.

„Du sollst meine Empfehlung haben, Gosmar!" sagte Günther und schnallte die Tasche auf, die er neben sich auf die Bank gestellt. „Hier dies Blatt nimm und geh damit nach Innsbruck in Tirol; es ist ein weiter Weg, aber er bringt Dich auch aus dem Bereich Deiner Verfolger. Ich zahle Dir gleich Handgeld für den Kriegsobersten, der dort jedenfalls sein Regiment aufrichten wird. Siehst Du das auch für einen Bettelsold an?"

Gosmar warf einen verstohlenen Blick auf das

Pergamentblatt, das ihm Günther gereicht hatte; es war mit einigen Zeilen beschrieben, die er aber nicht lesen konnte, denn sie waren nicht deutsch; es hätte ihm aber auch in deutscher Schrift und Sprache Mühe gemacht. „Werdet Ihr mir für das Wort noch böse sein, gnädiger Herr?" fragte er, während Günther aus einem Beutel Geld nahm.

„Laß den gnädigen Herrn weg!" erwiderte Günther. „Der bin ich nicht. Hier, nimm das. Geh also nach Innsbruck in Tirol und frage nur gleich bei der Wache am Thor oder an der Hofburg nach dem Feldobersten Hildebrand von Madrusch oder, wie sie ihn welsch nennen, Madruzzi. Wirst Du Dir den Namen merken?"

„Madruzzi!" wiederholte Gosmar.

„Vielleicht liegt er noch krank an seinen schweren Wunden, ich glaub's aber nicht, vielleicht ist er auch gar nicht mehr in Innsbruck, dann aber wende Dich nur flugs an den ersten besten der Hauptleute, die Du daselbst finden wirst, melde Dich zur Annahme in ein Fähnlein, das sie werben wollen, und zeige, wem es auch sei, das Blatt vor. Es wird Dir gute Aufnahme sichern. Zuerst aber frage nach Hildebrand Madruzzi."

Gosmar drückte ihm seinen Dank aus. Die alte

Frau aber murrte: „Das werdet Ihr bereuen, Junker Günther. Womit hat er das an Euch verdient? Weder Geld noch einen Paßport hat er verdient, sondern den Strick schon vor zwanzig Jahren."

„Ich weiß, was ich thue, Mutter Anne", erwiderte Günther, indem er sich freundlich zu ihr wandte, während er gegen Gosmar an seinem frühern Ton nichts geändert hatte. „Wenn mir nach Recht und Würdigkeit gemessen würde, so hätte ich auch viel Schlimmes verdient. — Wirst Du Dich gleich aufmachen, Gosmar, oder gedenkst Du noch die Nacht hier zu bleiben?"

„Wie Ihr befehlt, Herr!" antwortete Gosmar.

„Hier bleiben soll er mir nicht!" rief die Alte. „Ich habe meine Christenpflicht an ihm gethan, nun will ich ihn aber nicht länger haben. Jeden Tag kommt mehr Schändliches heraus, das er begangen hat, und es ist nicht einmal rechte Christenpflicht gewesen, daß ich ihn hier versteckt gehalten habe, ich hätte müssen dem Amtmann Anzeige machen! Die Leute werden mit Fingern auf mich weisen!"

Gosmar wollte sprechen, Günther wehrte ihm jedoch und sagte ruhig: „Wenn Du ihn nicht länger beherbergen willst, mag er sich noch vor der Dunkelheit auf den Weg begeben. — Leb' wohl, Gosmar. Die Zeit bringt uns vielleicht doch noch einmal zusammen. Wenn Du

mir aber noch etwas Bestimmtes zu sagen hast, so sprich! Du hast mich doch nicht blos hieher beschieden, um Dich zu meinem Dienst anzubieten?"

Der Flüchtling warf einen Blick auf die Alte und erwiderte stockend: „Ich wollte das freilich, aber ich hätte doch auch gern mit Euch von der alten Zeit gesprochen —"

„Die laß ruhen!" unterbrach ihn Günther mit finsterem Blick.

„Aber wenn ich die Straße nach dem fernen Tirol nehmen soll, da ist es wohl gleich, ob ich so oder so über den Wald gehe, und könnte doch heut' noch mit Euch im nächsten Städtchen übernachten."

„Das will ich nicht!" sprach Günther bestimmt aus. „Glaubst Du Dich vielleicht sicher bei mir? Wenn Deine Verfolger Dich finden, und Du bist auch in meiner Begleitung, so kann ich Dich nicht schützen. Der beste Schutz, Gosmar, ist Dein gutes Gewissen. Hast Du das, so wirst Du in der Gefahr nicht umkommen. Also fahr' wohl. Ich will noch eine Weile hier rasten."

Gosmar machte keinen weitern Versuch mehr. Er wollte Günther die Hand küssen, dieser entzog sie ihm jedoch und legte sie ihm auf die Schulter. „Ich habe Dich nicht vergessen!" sagte er wohlwollender als bis-

her. „Viel weniger noch verachte ich Dich! Es würde mir schlecht anstehen!“

Frau Anne hörte mit Verwunderung und Mißvergnügen diese Worte und nahm den Dank für die Aufnahme, welchen ihr Gosmar beim Scheiden aussprach, mit saurem Gesicht auf. Sie hatte sich dabei, wie sie in besonderer Gemüthsbewegung zu thun pflegte, aus der gebückten Haltung ihres Alters aufgerichtet und überragte den kleinen, dürftigen Mann wohl um eine Kopflänge. Ihre frühere Gesinnung gegen ihn hatte sich vollständig umgewandelt, seit er selbst eingestanden, was sie ihrem Vetter nicht recht geglaubt hatte, daß er an den Greueln des Bauernkriegs Theil genommen, der schrecklichen Zeit, welche sie ihres Mannes beraubt hatte. Auch der Mann der alten Frau war von dem wilden Ausbruch langgenährten Hasses ergriffen worden, welcher damals das Landvolk in Mitteldeutschland, das Luther's Lehre von der Freiheit auf das Irdische deutete, gegen seine Dränger zum Aufstand getrieben. Anne hatte ihn nicht zurückhalten können und bald nachher seinen Tod beweint. Ihr Zorn aber hatte nicht die Hartherzigen getroffen, die sie für die Vollstrecker eines göttlichen Strafgerichts ansah, sondern die Unglücklichen, welche sich zum Aufruhr hatten hinreißen lassen, sie hatte ihren Mann beweint,

aber nicht entschuldigt und haßte noch jetzt seine Verführer und Genossen.

„Hätt' ich Alles gewußt", sagte sie auf Gosmar's Dank, „so wärst Du nicht über meine Schwelle gekommen. Daß Dich der Landgraf verfolgt, kann ich mir nun schon denken; er ist dahinter gekommen, wer sich bei ihm eingenistet hat, und auch bei unserm Grafen hat's keiner großen Aufmahnung gebraucht, denn Eure Rotten haben ihn ja selber mit seinem Vater in Sondershausen bedrängt. Die Geschichte von der andern Frau Deines Landgrafen oder gar, weil Du Dich grade beim Prediger versteckt hast, von der lieben —" Sie unterdrückte sogleich ihre Rede, da sie noch zu rechter Zeit inne wurde, daß sie von Günther's Mutter sprechen wollte, und setzte nur kurz hinzu: „Alles Fuchsschwänzerei! So wirst Du auch die Wohlthat, die Du eben genossen hast, vergelten, bis endlich doch Galgen und Rad Dein Lohn ist!"

„Das soll Sie mir noch abbitten!" wiederholte Gosmar die Worte, die er schon einmal zu ihr gesprochen hatte, nahm seine Kappe von der Bank, das Einzige, das er mit sich zu nehmen hatte, und verließ die Stube. Die harte Frau ging mit hinaus, um zu sehen, daß er auch wirklich seinen Abzug nicht verzögere; er wollte ihr noch etwas sagen, besann sich aber anders, als er

einen Knaben aus dem Dorfe kommen sah, und eilte rasch davon. Mutter Anne blieb stehen; bemerkt war er doch schon worden, wie sie bei ihrer Ankunft erfahren hatte, sie konnte nun gleich eine Erklärung geben.

„War das der Bote vom Ehrenstein?“ fragte jedoch der Bauernknabe, und als die alte Frau das verneinte, erst jetzt sich wieder daran erinnernd, was sie über Günther's Anwesenheit fast vergessen hatte, hörte sie, daß der Bote in der Schenke gewesen sei und bestellt habe, wenn sie nach Hause käme, ihr zu sagen, daß sie nach dem Ehrenstein kommen solle, die gestrenge Frau möchte von ihr einen guten Rath haben; es habe aber damit keine große Eile, wenn's heut zu spät würde, solle sie nur morgen heraufkommen. Mit dieser Bestellung hatte der Schenker seinen Knaben jetzt hergeschickt. Anne fertigte ihn ab und ging zu ihrem letzten und lieben Gaste zurück, der noch auf seinem Platze saß, als wolle er doch nicht mehr nach Königsee wandern, sondern ein Nachtlager in ihrer schlechten Hütte annehmen.

Als sie eintrat, blickte er aus seinem Hinstarren auf und erhob sich. Der freundliche Ausdruck, mit welchem er seine Augen auf sie richtete, ermuthigte sie zu der Frage: „Seid Ihr auf der Heidecksburg gewesen?“ — „Nein!“ erwiderte er und schien ihr nicht

weiter Auskunft geben zu wollen, denn die Freundlichkeit verschwand aus seinem Blicke. Auf einmal aber leuchtete ein wunderbarer Glanz in seinen Augen auf. „Ich bin nicht auf der HeideckSburg gewesen", sprach er mit einer Bewegung, die sich auch, wie immer, in seinen Zügen verrieth, „aber ich habe die Gräfin Katharina gesehen und gesprochen. Du weißt, Mutter Anne, wie sie einst gütig gegen mich gewesen ist, und ich darf Dir nicht erst sagen, daß ich sie aufsuchen mußte, nachdem ich einmal wieder in die Heimat gekommen bin. Viele haben mich erkannt und es wäre bitterer Undank gewesen, mehr als das, wenn ich sie nicht aufgesucht hätte! Weib, was blickst Du mich so traurig an, als könntest Du in meiner Seele lesen? Kannst Du das, so hast Du nicht Ursache, traurig zu sein, sondern ein Hosianna zu singen, wenn Du dem Herrn unserm Gotte noch ein Hosianna singen kannst!"

Sie erschrak, denn sie mißverstand die Ursache der dunklen Glut, welche mehr und mehr in seinen Augen aufloderte. „Hat Euch die Gräfin freundlich aufgenommen?" fragte sie. Er hörte aber nicht auf ihre Worte.

„Aus Nacht und Sünde habe ich mich aufgeschwungen zum Licht", fuhr er fort; „die Schlange, die mich im Herzen umringelt hielt, liegt zertreten zu meinen

Füßen und ich kann wieder frei aufblicken zur heiligen Gottesmutter, vor der ich mein Haupt schuldbewußt verhüllen mußte! Darum freue Dich, Weib, und segne mit mir die Stunde, da mir Gottes Gnade zum Siege verholfen hat! Ich kann nun getrost meine Lenden gürten mit dem Schwerte des Heils!"

Seine gewaltige Sprache, die sie an eine unvergessene Nacht im Waldgebirge erinnerte, das fremdartige Lächeln, das seine Züge wie in geistiger Verzückung überflog, machten auf sie einen tiefen Eindruck. So hatte sie den Priester der Wiedertäufer auf der Höhe gesehen, als ihr Mann sein nichts ahnendes Weib zu der nächtlichen Versammlung nach der Reinsbergen mitgenommen hatte, und wie sie damals gebebt vor den mächtigen Worten, die ihr wie Frevel erklungen waren, fühlte sie auch jetzt ein Grauen, obschon sie nur dunkel ahnte, welcher Sinn in der Rede des leidenschaftlich aufgeregten Mannes verborgen lag. Sie hätte ihn gern mit klaren und nüchternen Worten gefragt, was sie gern wissen wollte: wo er die Gräfin gesehen und was vorgefallen sei, das ihn reden lasse wie einen, über den ein fremder Geist gekommen ist, aber sie wagte es nicht. Sie sagte nur: „Ich freue mich, wenn Ihr dem lieben Gott danken könnt!"

Er fühlte, daß er nicht Herr seiner selbst gewesen war, im raschen Umschwung regte sich plötzlich wieder der Zweifel in ihm. Konnte er schon triumphiren? Draußen ging die Sonne unter, und wenn eine leibliche Schlange, im Geklüft zertreten, bis dahin gezuckt und sich gewunden hat, dann stirbt sie wohl bei Sonnenuntergang und stirbt, um sich nie wieder aufzubäumen. Ist es auch so mit der Schlange im Herzen? War es ihm nicht in diesem Moment, als habe er sich zu viel gerühmt und als fühle er, daß sie sich doch noch rege und wieder erstarken könne?

„Ich will Dir sagen, Mutter Anne, wie ich die Gräfin gefunden habe", sprach er in hastigem Uebergange zu einer Redeweise, die sie fast noch mehr verwunderte als die vorige. „Sie kam im Hain mit einem Eurer ketzerischen Pfaffen spaziert, ich trat sie an und sie erkannte mich wieder, sie sprach wie eine Mutter zu einem verlorenen Sohne, der heimkehrt, und wollte mir vielleicht auch ein Schaf schlachten lassen, wie im Evangelio, lud mich ein und wollte mir ihre Kinder zeigen, ich dankte ihr und ging, wie ich jetzt gehen werde. Eins nur hab' ich gewonnen dabei, daß meine Kirche, die Kirche von Paulinzelle, verschlossen bleibt bis auf den Tag des Herrn!"

Die ersten Worte hatte er in einem schneidenden

Tone gesprochen, der selbst der einfachen Frau erzwungen geschienen; der kalte und bittere Hohn konnte unmöglich aus seinem Herzen kommen! Bei der letzten Wendung hatte aber seine Stimme wieder den vollen Klang gewonnen, sein Auge sich mit feurigem Strahl weit geöffnet, und nun säumte er auch keinen Moment länger, zu scheiden.

„Werdet Ihr wiederkommen?“ fragte die alte Frau zaghaft.

„Wenn Kreuz und Rauchfaß und wehende Kirchenfahnen wieder durch die Thäler des Waldes getragen werden!“ erwiderte er. „Die Jahreszeiten werden nicht oft wechseln, bis das geschieht.“

Neuntes Kapitel.

Auf dem Ehrenstein.

Am Thore des alten, halbverfallenen Schlosses, das mit seinem jetzigen Besitzer wohl seinen letzten Bewohner verlieren mußte, stand wie ein Wächter, der nach Feinden ausschaut, der große schwarzgelbe Hund, an welchem Gosmar vor der Hütte der alten Anne den Boten von Ehrenstein als kenntlich bezeichnet hatte. Das Thier sah rechts und links hinab und bellte von Zeit zu Zeit gegenstandslos in die Ferne.

Da trat auch sein Herr, dem es nur vorausgelaufen war, unter der Wölbung des Thores hervor, verbot ihm den Lärm und blickte ebenfalls nach den beiden Wegen, welche hier zusammentrafen. Es ließ sich aber noch nichts entdecken. Was er am ungeduldigsten erwartete, ob das kleine einspännige Wäglein, das ihm

den langjährigen Freund und geistlichen Helfer bringen sollte, oder die alte arme Kräuterfrau, hätte er wohl selbst nicht entscheiden können. Zu ihm gesellten sich jetzt, über Stock und Stein daherspringend, seine beiden Enkelknaben, die ihm athemlos verkündigten, daß der Kandel heraufkomme, der werde gewiß wieder hübsche Sachen haben, die der Großvater ihnen kaufen könne. Dem Großvater schien aber der Krämer heute nicht so willkommen zu sein als seinen Knaben, er strich seinen Knebelbart in die Höhe und sagte: „Dem lauft entgegen und sagt ihm, daß ich nichts brauche, er soll sich die Mühe nicht erst machen, heraufzusteigen; nehmt den Murks mit, und wenn der Jude nicht umkehren will, so hetzt ihm den Hund auf den Hals! Geh mit, Murks. Aber beißen laßt ihn nicht."

„Ist der Kandel ein Jude, Großvater?" fragte der älteste Knabe.

„Schlimmer als ein Jude! Er ist ein Türke oder Heide oder auch gar nichts, wie's einer haben will! Lauft, Kinder! Sagt ihm, in der andern Woche soll er wiederkommen, heut' kann ich ihn durchaus nicht brauchen."

Die Knaben erfüllten jauchzend den willkommenen Auftrag und bald hörte man unten, wo der Fuß der Höhe vom bewachsenen Abhang verdeckt war, das

wüthende Gebell des Hundes, dem ein Angstschrei folgte. Gewiß hatte der Krämer Weitläufigkeiten gemacht und sich doch eindrängen wollen, worauf der Hund gegen ihn losgelassen worden. Der Alte lachte, aber der rohe Spaß that ihm nun selbst leid und er pfiff durchdringend auf dem Finger. Es war zwar noch lange nicht so schlimm, als wenn der Kandel einem der alten Wegelagerer in die Hände gefallen und neben persönlicher Mißhandlung seines ganzen Krams beraubt worden wäre. Von dieser adligen Sitte, wie der alte Herr kürzlich gegen den Kriegsmann bei Paulinzelle geäußert, hatte sich Schloß Ehrenstein, seines Namens würdig, immer rein gehalten, aber auch der tödtliche Schreck, den der Krämer in seiner Feigheit jetzt erlitten hatte, konnte ihm übel bekommen.

Da sprang es den Berg herauf, erst der Hund und bald hinter ihm die Knaben. „Er hat ihn doch nicht gebissen?" fragte der Großvater streng.

Sie berichteten lachend, daß Kandel wie eine Katze davongesprungen sei und sie den Hund, der ihm nachgesetzt, gleich abgerufen hätten. „Das ist recht! Ich will die Spürnase nur heut' nicht hier haben", sagte der alte Herr. „In der andern Woche kann er kommen, da will ich ihm abkaufen."

Kandel war nicht weit gelaufen. Als die Knaben, die ihm so junkerlich gewaltsam den Zugang zum Schloß gewehrt, den ihn verfolgenden Hund abgerufen hatten und gleich darauf der gellende Pfiff von der Höhe erfolgt war, hatte er schnell die Furcht verloren und seine Flucht eingestellt. War das blos ein vornehmes Vergnügen gewesen, das man sich mit ihm gemacht hatte, oder sollte er wirklich gerade heute nicht kommen? Die kleinen Junker hatten ihm getreulich, mit ihren hellen Stimmen einander überbietend, das Gebot des Großvaters wiederholt: er solle die andere Woche wiederkommen, heute könne man ihn nicht brauchen. Warum aber nicht?

„Aha!" sagte er für sich, als er auf dem Wege von Nahwieden her einen Einspänner langsam herauffahren sah. Er selbst war von der Rudolstädter Straße, die weiter unten eine halbe Stunde vom Ehrenstein vorüber nach Stadt Ilm und Arnstadt geht, wo er zu Hause war, einen Richtsteig über die Berge gegangen und bemerkte nun den Wagen wieder, den er schon unterwegs vor sich gesehen hatte. Wie er weit und breit bekannt war, wußte er auch, wem der Wagen gehörte und daß derselbe heute früh auf der Heidecksburg gewesen.

„So, so! Der alte Herr Valentin hat mit Seiner

Ehrwürden zu thun und darum keine Zeit zum Handeln mit mir! Wenn's noch der selige Tezel wäre, mit dem die lustigen Junker manchen guten Handel auf Ablaß für ihre Sünden abgeschlossen haben! Unsere jetzigen geistlichen Herren lassen aber nicht mehr wegen der Sünden mit sich handeln und der da am wenigsten! Da heißt's: Bereue Deine Sünden, thue Buße und bessere Dich! Das ist sehr unbequem!"

Mit diesen unheiligen Gedanken spähte er auf den ankommenden Wagen hernieder und erkannte nun auch den Mann, der hinter dem Knecht saß. Es war wirklich Aquila, der Superintendent aus Saalfeld. Wollte er den Herrn Valentin nur besuchen, wie er heute früh schon die Gräfin auf der Heidecksburg besucht hatte, oder war er nach dem Ehrenstein ausdrücklich eingeladen worden? Der gehörte doch gar nicht nach Saalfeld ins Sächsische, sondern hatte seinen Pastor unten in Teichmannsdorf! Wenn Herr Valentin sich den Doctor Aquila aus Saalfeld holen ließ, so mußte etwas ganz Absonderliches vorgefallen sein, wie man bei einer schweren Krankheit sich einen andern Doctor ruft, wenn der erste nicht helfen kann. Deshalb brauchte aber nicht der ehrliche gute Kandel mit dem Hunde fortgehetzt zu werden; er wußte manchmal bessern Rath zu geben als Pfaff und Doctor zusammen!

Er wollte doch hinter die Sache kommen, weshalb ihm heute die Thür gewiesen war, wenn er es auch nicht wagen durfte, noch einmal anzupochen. Darum wartete er auch den Pfarrer nicht ab, wie er zuerst gewollt hatte, er mußte sich gar nicht mehr zeigen.

Von der Höhe des Vorplatzes war die Ankunft des Erwarteten nun auch bemerkt worden, obschon im Thale bereits die Schatten des Abends lagen. „Da ist er endlich!" sagte Ehrenstein und warf noch einen flüchtigen Blick in der andern Richtung, wie er schon mehrfach gethan hatte. „Die Anne kommt wohl heut' nicht mehr! Sie wird zu spät nach Hause gekommen sein! Daß sie den argen Schelm also doch bei sich gehabt hat — siehst Du, Gretel, ich habe immer Recht."

Frau Margarethe war auch unter die alte große Linde gekommen, welche vor dem Thore stand und eine Steinbank beschattete, auf der das greise Ehepaar oft die Sommerabendstunden in traulichem Gespräch verbrachte, während die Enkel, ihrer frühverstorbenen Tochter Kinder, um die Großältern spielten und sich balgten.

„Du hast immer Recht, Velten, wenn Du Dich nicht geirrt hast", erwiderte die Frau mit gutmüthigem Lächeln. „Mit der Adelheid hast Du nicht Recht; es war ganz unnöthig, daß Du nach der alten Anne

schicktest. Aber wenn Du Deinen Kopf aufsetzest, ist mit Dir nichts anzufangen."

„Du hältst sie wohl gar für gesund? Sie wird auf der Kirchweih tanzen und springen!"

„Das wird sie nicht, aber was ihr fehlt, dafür hilft kein Kraut und kein Trank, die kluge Frau müßte denn wahrhaftiglich eine Hexe und Zaubrerin sein, wie viele Menschen glauben."

„Damit kommst Du mir immer! Gram und Herzeleid können freilich auch elend machen, aber wer ein guter Christ ist, der überwindet das, oder wenn's nicht geht, so muß doch der Leib wenigstens kurirt werden. Ich habe für Beides gesorgt, Gretel, also gib Dich zufrieden. Hältst Du sie für krank im Gemüthe, nun, da kommt der Seelenhelfer zuerst, wie Du siehst, Mutter Anne kann morgen leiblich nachhelfen."

Der starkknochige Rappe vom guten Landesschlag, welcher den Wagen des Superintendenten von Saalfeld zog, gewann eben mit Anstrengung die letzte Erhebung und die alten Leute unter der Linde standen auf, um dem Freunde entgegen zu gehen. Das war ihnen Kaspar Adler, wie sein eigentlicher deutscher Name war, den er nur nach der allgemeinen Sitte unter den Männern der Lehre und Wissenschaft in eine alte Sprache übersetzt hatte. Ehrenstein hatte ihn vor

dreißig Jahren kennen gelernt, als er, der reichsfreie Edelmann, Franz von Sickingen zugezogen war, der für die verwittwete Landgräfin von Hessen gegen den jetzigen Landgrafen Philipp deren Recht gesucht hatte. Aquila, der eben die Universität Leipzig verlassen hatte, begeistert und erfüllt von Luther's Lehren, war von Sickingen als Feldprediger für seinen Heereszug gewonnen worden, und Valentin von Ehrenstein hatte mit dem viel jüngern Manne, dessen Unerschrockenheit sich nicht blos in seiner Predigt, sondern auch in Kriegsgefahren bewährte, bald Freundschaft geschlossen. Beide waren sich einige Jahre später dort noch einmal begegnet, als Ehrenstein dem Sickingen noch einmal aus freiem Entschluß zugezogen war; da hatte er seinen Freund, der mittlerweile wechselnde Schicksale gehabt, wiederum auf der Ebernburg getroffen, diesmal aber als Hauslehrer der Kinder Sickingen's. Nach dem Tode dieses kühnen Reichsritters, der für Valentin das leuchtende Vorbild eines solchen war, hätte er wohl nimmer geglaubt, seinem Adler, wie er ihn lieber nannte, noch einmal im Leben zu begegnen, denn dieser war aus Oberdeutschland, ein geborener Augsburger, und Valentin gedachte nun sein Leben ruhig auf dem Ehrenstein zu beschließen, aber bald hatte er von ihm durch den Grafen Heinrich,

seinen Nachbar in Rudolstadt, gehört, daß Aquila Prediger und Lehrer in Wittenberg geworden sei und Luther getreulich zur Seite stehe, sowohl im Amt wie bei dessen herrlichem Werk, der Bibelübersetzung; nicht lange nachher war Adler gar auf Luther's Wunsch nach Saalfeld gekommen, wo er dann Superintendent geworden war. In solcher Nähe hatten beide denn die alte Freundschaft erneuert, und wenn ihr Umgang, wie es manche Verhältnisse mit sich brachten, auch kein häufiger war, so sahen sie sich doch von Zeit zu Zeit und erinnerten sich gern der alten gemeinschaftlich verlebten Tage. Ihr Unterschied im Alter, der überhaupt nur fünfzehn Jahre betrug, hatte sich mehr und mehr dem innern Wesen nach ausgeglichen; Aquila näherte sich jetzt auch seinem sechsten Jahrzehnt, und wenn sein schwarzes Haar auch noch wenig Silberfäden zeigte, so war doch Valentin Ehrenstein mit seinem schneeweißen Scheitel feuriger und jugendlicher als er. Wie rasch und kräftig ging er ihm entgegen, während der Geistliche sich von seinem Knecht vom Wagen helfen ließ!

„Willkommen! Ich danke Euch, Doctor, daß Ihr mir's nicht abgeschlagen habt!" rief der Schloßherr und schüttelte ihm die Hand.

„Vor der Ernte wäre ich schon ohne Eure Einladung einmal wiedergekommen", erwiderte der Super-

intendent, dessen ernstes Gesicht einen ungemein freundlichen Ausdruck angenommen hatte. „Seid gegrüßt im Herrn, edle Frau! Die beiden Junker seh' ich auch frisch und gesund. Ich freue mich."

„Helft das Geschirr unterbringen, Jungens!" befahl Valentin den Knaben, welche vor dem geistlichen Herrn immer einen großen Respect hatten und in scheuer Entfernung standen. „Bleibt drinnen!"

Sie folgten dem Wagen, den der Knecht eben in das Thor fuhr. „Setzen wir uns noch eine Weile?" fragte Ehrenstein den Freund. „Der Abend ist so schön und ich kann Euch hier besser Alles sagen."

Die Drei nahmen Platz auf der großen Steinbank unter der Linde und der Geistliche war erwartungsvoll, was der Anlaß zu der besondern Einladung sei, die ihm durch einen Boten zugekommen war.

„Willst Du es lieber erzählen, Margarethe?" wandte sich Valentin an seine Frau. „Dir geht das besser vom Munde — es ist eine Weibergeschichte, Freund Adler! Ihr nehmt's nicht übel, wenn ich unter uns immer noch so sage. Eurem Kirchenstand gebe ich darum doch alle Ehre."

„Wir haben zusammen gestanden, wo die Kugeln keinen Unterschied zwischen weltlich und geistlich machten, Valentin!" erwiderte Aquila herzlich. „Erzählt

denn, Frau Margarethe — ich kann mir denken, was es betrifft."

„Das glaube ich kaum, Ehrwürden. Es betrifft eine Verwandte unseres verstorbenen Schwiegersohnes, die zu uns ihre Zuflucht genommen hat; es können etwa vier Wochen sein. Von Koburg bekamen wir da, ohne vorher etwas zu wissen, einen Brief, daß sie dort ganz allein und verlassen geblieben, die fürstliche Frau, bei der sie bis dahin gewesen, habe sie nicht schützen können, als sie angefeindet worden, ohne daß sie sich eine Schuld beimessen könne —"

„Den Brief kann der Doctor nachher lesen", unterbrach Valentin seine Frau. „Du sprichst sehr herzbeweglich, aber ich will's kürzer machen. Das arme Mädel heißt Adelheid Rettleben und ist eine Muhme meines verstorbenen Schwiegersohnes Klaus Rettleben; sie war in Liebe und Freundschaft aufgewachsen mit der linken Landgräfin von Hessen — versteht Ihr mich?"

Diese Mittheilung schien auf den Geistlichen einen unangenehmen Eindruck zu machen, es war das eine wunde Stelle im Bewußtsein der Reformatoren. Irdische Rücksichten hatten sie doch bewogen, einem fürstlichen Verlangen nachzugeben, das mit ihrer christlichen Ueberzeugung im Widerspruch stand. Es war die Doppelehe des Landgrafen von Hessen. Aquila hatte zwar keinen

Theil an dem Bescheide, welcher dem Fürsten auf sein Ansinnen zuletzt geworden war, aber Alles, was die Männer betraf, die er als Streiter der Kirche vor allen hoch und werth hielt, berührte ihn mit, und diese Sache konnte vorzüglich dazu dienen, ihrem Ansehen zu schaden. Hatten ihre Feinde ja doch schon Luther's Ehe benutzt, um seinem Reformationswerk niedrige Beweggründe unterzuschieben!

„Die linke Landgräfin!" wiederholte er. „Bei der war also die Muhme Eures Eidams im Dienst?"

„Im Dienst nicht. Sie hatten sich sehr lieb in den Kinderjahren. Adeheid ging dann als Hoffräulein zu der Landgräfin Christine nach Hessen. Ihr wißt ja, daß sie eine Tochter des Herzogs Georg aus Sachsen war. Wie's nun dort weiter gegangen, weiß ich nicht — sie hat davon wenig erzählt — ich glaube aber, daß sie der Fürstin ihrer Freundin wegen zuwider gewesen ist."

„Und darum ist sie entfernt worden?" fragte der Superintendent, welcher bei diesem Einblick für das ihm noch unbekannte Mädchen eine lebhafte Theilnahme faßte.

„Wahrscheinlich!" erwiderte Ehrenstein. „Sie spricht über ihre letzte Zeit in Kassel nicht viel und hat selbst meiner Frau nur so viel gesagt, daß sie ganz besonders ihres Glaubens wegen dort nicht länger bleiben können, denn, lieber Herr, sie ist katholisch."

„Was sagt Ihr?“ rief Aquila erstaunt und betroffen. „Ein katholisches Hoffräulein bei der Landgräfin? Wie hat das der Fürst nur so lange geduldet? Hat er's gewußt?“

„Vielleicht sagt sie es Euch selber, wie das zugegangen ist“, antwortete Valentin. „Bedenkt, die Landgräfin war die Tochter Herzog Georg's, der am eifrigsten bei der katholischen Religion ausgehalten hat; wie sie den Landgrafen geheirathet, war der ja selbst noch katholisch, und wenn sie auch nachher mit ihm unsern Glauben angenommen hat, so wird sie es ihrem Fräulein vielleicht nachgesehen haben, daß diese bei ihrem katholischen Wesen geblieben ist.“

„Ich kann das Alles nicht begreifen!“ versetzte Aquila. „Von einem Weibe und noch dazu von einem jungen Weibe läßt sich dergleichen Festigkeit kaum erwarten, wenn nicht besondere Ursachen sie darin bestärkt haben. Ich werde mit ihr sprechen, wenn sie mich, der nicht ein Priester ihres Glaubens ist, anhören will. Wie kam sie nun aber nach Koburg und warum wandte sie sich dann gerade an Euch?“

„Sie ist schon sonst, als meine Tochter noch lebte, hier auf dem Ehrensteine gewesen, da Rettleben, wie gesagt, ihr Vetter war.“

„Darum schrieb sie mir auch aus Koburg“, nahm

Frau von Ehrenstein jetzt wieder das Wort. „Dorthin war sie ganz allein gekommen. Es war ihr, wie sie mir sagt, zuletzt nichts übrig geblieben, als sich zu entfernen. Sie hatte im Sinne gehabt, nach Baiern zu gehen, wo sie eine Verwandte hat, die in einem Kloster Aebtissin ist, dort aber in Koburg ist sie krank geworden und um ihre ganze Habe gekommen. Da hat sie wie durch Gottes Eingebung an uns gedacht und uns gebeten, sie eine Weile aufzunehmen. Mein Mann hat sie dann abholen lassen. Aber wer sie früher gesehen hat, das lustige Kind, das wie eine Rose blühte, der kennt sie jetzt nicht wieder; sie ist krank an Leib und Seele, glaub' ich, und darum hat Euch Valentin auch bitten lassen, einmal herzukommen und der Armen tröstlich zuzureden; vielleicht beichtet sie Euch!"

„Mir!" entgegnete Aquila, dessen Gesicht schon wieder den ernsten, strengen Ausdruck angenommen hatte. „Da hättet Ihr um einen katholischen Priester nach Erfurt schicken müssen! Wenn Ihr aber wollt, so werde ich versuchen, sie zur Offenheit gegen Euch, ihre Wohlthäter, zu bewegen. Habt Ihr für ihre leibliche Krankheit etwas gethan, einen Arzt befragt?"

„Meine Frau versteht sich selbst auf allerlei Krankheiten, besser wie mancher Bader!" erwiderte Ehrenstein. „Hier aber weiß sie sich selbst keinen Rath mehr,

und da Adelheid keinen Arzt haben will, so habe ich eine Frau, zu der Viele in der Gegend ein großes Vertrauen haben, herbestellt, daß sie ihr vielleicht mit einem Trank gegen die Anfechtung zu Hülfe kommt. Ja, Grete, stoße mich nicht an! Wenn ich gefragt werde, so gebe ich eine bündige Antwort, kein Drehen und Wenden um das Ding herum. Wir glauben, daß der Adelheid irgend etwas angethan ist, davon sie nicht gesund werden kann."

„Und ein Teufelswerk wollt Ihr durch ein anderes vertreiben?" entgegnete Aquila, der zwar aufgeklärter war als viele seiner Zeitgenossen, aber den herrschenden Glauben an übernatürliche Künste, weil er durch manche unerklärliche Erscheinung unterstützt wurde, nicht ganz verwarf. „Laßt mich denn das Fräulein sehen, ich weiß ja nun, was ich erfahren sollte."

„Ihr wißt Alles, Ehrwürden, was uns selbst bekannt ist", sagte Frau von Ehrenstein aufstehend. „Ich mochte in das arme Kind, daß sich so unglücklich fühlt, nicht mit Fragen dringen. Sie weiß, daß Ihr herkommen würdet, vielleicht hat sie auch von ihrem Fenster Euch schon gesehen, ich werde aber vorausgehen und sie auf Euren Besuch vorbereiten oder sie mit in den Saal bringen."

Als Frau Margarethe fortgegangen war, begann

der Superintendent: „Ihr glaubt, man hat dem Fräulein irgend einen bösen Zauber angethan, und habt mich rufen lassen, damit ich ihn im Namen des Herrn beschwöre. Ist es nicht so?“

„Nein, Adler!“ erwiderte Valentin ehrlich. „Ihr sollt ihrer armen Seele, die sich so sehr nach geistlichem Trost sehnt, Frieden zusprechen. Einen katholischen Priester kann ich ihr nicht schaffen und möchte es auch nicht, der Leute wegen, die doch nur nachlaufen und nachbeten und nicht sicher sind. Sie hat auch gar nichts dawider gesagt, als sie hörte, daß Ihr zu ihr kommen würdet.“

„Vielleicht hat es der Herr also gefügt!“ sprach Aquila, und der Gedanke, hier eine Seele für seinen Glauben zu gewinnen, trat ihm nahe. „Was Ihr von der großen Heerde des Volkes sagt, ist richtig; wenige sind, die sich selbst die Mühe geben, in göttlichen Dingen zu forschen, und ist ihnen das Wort Gottes doch jetzt aufgethan in der heiligen Schrift, die Jedermann lesen kann, wer nur zu lesen versteht. Aber das ist eben noch das Hinderniß, daß die Lehrer ihr Amt schändlich versäumt haben. In den Städten selbst liegt's im Argen, aber auf dem Lande wächst das Volk auf in Dummheit und Unglauben, kann nicht lesen und schreiben und plappert nur nach, was ihm vorgesagt wird. Mit einem Umschlage läßt sich das

nicht ändern; fest in der reinen Lehre kann das Volk auch noch nicht sein, denn sie ist ihm noch nicht lange gepredigt; das Senfkorn will Zeit haben, bis es zum Baume wird, der die Welt beschattet. Darum ist es gut, Valentin, daß Ihr es nicht durch Römische wollt verwirren lassen, und ich rathe Euch doch, Eure Muhme nicht allzulange hier zu beherbergen."

„Ihr fürchtet doch nicht für uns auf unsere alten Tage?" fragte Valentin lächelnd. „Oder etwa für die kleinen Buben?"

„Hängen diese nicht sehr an der Muhme?" entgegnete Aquila.

„Freilich! Sie ist gar zu lieb und freundlich zu ihnen", antwortete der Großvater. „Aber von geistlichen Dingen spricht sie nicht mit ihnen, davon wissen die Jungen auch nichts."

„Ich glaub's!" sagte Magister Aquila in einem Tone, welchen der Freund für einen Vorwurf nehmen konnte. Was er noch mehr sagen wollte, wurde durch ein Knurren des Hundes unterbrochen, der neben seinem Herrn gelegen hatte und jetzt den Kopf hob, nach einer bestimmten Richtung hinauswitternd, während sich die fleckigen Haare auf seinem Rücken sträubten. Valentin beschwichtigte ihn durch einen Schlag auf den Kopf, und der Geistliche knüpfte das

Thema nicht wieder an, sondern nahm ein anderes auf, das nun einmal zur Sprache gebracht war.

„Die Frau, die der Landgraf als zweite geheirathet hat, war also eine Freundin Eurer Muhme!“ begann er. „Soviel ich weiß, war sie im Dienst der Prinzessin Elisabeth in Rochlitz, der Schwester des Landgrafen, die eben kein Wittwenleben führt, wie es dem Herrn wohlgefällt. Eure Muhme ist aber zu der Landgräfin nach Hessen gekommen und hat wohl für das gute Recht ihrer Fürstin gesprochen, wodurch sie in Ungnade gefallen ist. Ja, Freund, das war ein ärgerlicher Fall, der beichtväterlich, nicht aber öffentlich hätte behandelt werden sollen. So haben es Luther und Melanchthon, die an der Sache nichts ändern konnten, auch gemeint, und diejenigen haben eine große Sünde begangen, welche dasjenige unbedachtsamerweise gemein gemacht, was der Fürst und die Geistlichen, die er zu Rathe gezogen, einander unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses vertraut hatten.“

„Freilich! Aber wenn es verschwiegen blieb, so fiel die Schande vor der Welt doch auf die Frau, die kein Mensch für ein angetrautes Eheweib ansah. Man kann's ihr nicht verdenken, wenn sie's öffentlich gemacht.“

„Besser, daß einer eine unverdiente Schande trägt“,

antwortete Aquila streng, „als daß ein öffentlich Aergerniß für die ganze Kirche entsteht! Und ist die Schande denn von ihr genommen? Ist sie nicht doch die unrechtmäßige Frau? Ja, Freund, das bleibt sie, wenn auch die Stifter unserer Kirche nicht auf ihrem Widerspruch unerschütterlich bestanden. Ich habe das Schreiben gelesen, das sie dem Landgrafen durch seinen Unterhändler — unsern Bucer, Valentin, Sickingen's Schützling! — auf seine mit Gründen des alten und neuen Testaments gewappnete Bittschrift geschickt haben. Eine Bittschrift, ja! Er verlangte von ihnen ein Zeugniß, daß das, was er thue, nicht unerlaubt und, obwohl er es vielleicht zur Vermeidung des Aergernisses heimlich thun sollte, doch nicht wider Gott sei, daß sie dasselbe für eine rechtmäßige Ehe halten und auf Wege denken möchten, wie die Person, die er heirathen wolle, bei Ehren zu erhalten sei. Das haben sie ihm Alles widerlegt, haben ihm dringend um seines eigenen Wohls und um des Evangeliums willen abgerathen; wenn er aber dennoch, gegen ihren Rath und ihre Billigung, ein zweites Weib nehme, so müsse es im Wege der Dispensation und heimlich geschehen, sodaß die Sache außer ihm und der gewählten Person nur wenigen Zeugen unter dem Siegel der Beichte bekannt werde."

„Ihr hättet ihm auch das nicht einmal zugestanden! Ihr hättet kein Haarbreit nachgegeben!"

„Wer weiß!" erwiderte Aquila. „Der Landgraf ist der erste Beschützer unserer Kirche, die Seele des Schmalkaldischen Bundes; es stand zu befürchten, daß er dann die verweigerte Erlaubniß vom Kaiser begehrte, der sie nicht ohne den Papst gegeben hätte, und so wäre der Landgraf dem Papst wieder zugeführt, von uns abwendig gemacht worden."

„Ihr hättet es doch nicht gethan!" wiederholte Valentin. „Erinnert Ihr Euch noch, wie die meuterischen Landsknechte in Sickingen's Feldlager Euch in ihrer Tollheit und Trunkenheit zwingen wollten, eine Stückkugel zu taufen? Habt Ihr es gethan, obgleich sie Euch mit dem Tode drohten, Euch vor eine geladene Karthaune stellten? Ihr habt es nicht gethan, angesichts der brennenden Lunte! Und sie schlugen wirklich auf, um zu zünden, aber Gott der Herr rettete Euch doch, das Pulver war naß geworden. So hättet Ihr auch den Landgrafen mit seinem heidnischen Verlangen abgewiesen und Gott der Herr würde es schon wohl gemacht haben."

Bei diesem festen Glauben des einfachen alten Mannes leuchteten die dunkeln Augen des Predigers und ein freundliches Lächeln ging bei der Er-

innerung an jenen furchtbaren Tag in seinen Zügen auf. Er sagte aber: „Rühmt mich nicht! Jeder Diener des Herrn, selbst jeder tapfere Kriegsmann würde gethan haben wie ich. Es galt ja nur mir und brachte sonst Niemand Gefahr, hier aber stand die Sicherheit der Kirche auf dem Spiele!"

„Großvater, da ist die Adelheid!" ließen sich hinter beiden die hellen Knabenstimmen vernehmen und Aquila stand rasch auf, sich umzuschauen.

An der Seite der Frau von Ehrenstein nahte sich ein bleiches Mädchen, dessen Erscheinung selbst auf den geistlichen Herrn, der für Frauenschönheit sonst nicht empfänglich war, einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Die Gestalt, die er sah, war nicht hoch gewachsen, noch minder dem Auge durch einen besondern Reiz der Formen ansprechend, aber ihr Antlitz, das gleich den ersten Blick unwiderstehlich fesselte, konnte idealisch schön genannt werden. Vom reinsten Oval mit edlem griechischen Profil, hoch die Stirn und klar, ihr entsprechend die ruhigen dunklen Augen, über welchen sich feine, regelmäßig gezogene Brauen tiefschwarz, wie das glattgescheitelte Haar, auf der Lilienweiße der Haut schön abzeichneten, die Züge still und fromm, nur um den keusch geschlossenen Mund jener schmerzliche, dem Seelenkenner nicht zu verhehlende

Ausdruck eines geheimen Wehs — so war dies bleiche und liebliche Antlitz, welches dem Geistlichen erschien wie das einer der ersten christlichen Jungfrauen, von denen die Kirchengeschichte erzählt, daß sie um ihres Glaubens willen Verfolgung und Tod erlitten.

Er ging den Frauen entgegen. „Das ist unsere liebe Verwandte Adelheid", sagte Frau von Ehrenstein. Sie hatte Adelheid nicht davon unterrichtet, daß nur ihretwegen der Geistliche gebeten worden war, das Haus wieder einmal zu besuchen, und Adelheid erwiderte seinen Gruß unbefangen.

„Wird es aber nicht zu kalt?" fragte Valentin, der gern baldmöglichst eine Gelegenheit herbeiführen wollte, seinen Freund dem Mädchen zu nähern, damit er sie beobachte und ihr Vertrauen gewinne, wie er ja sonst das Vertrauen aller, die mit ihm in Berührung kamen, oft schon beim ersten Worte seiner zum Herzen gehenden Stimme gewann. Der Abend war schon weit vorgerückt, Valentin's Erinnerung wurde daher nach einer Weile, welche noch im Freien unter freundlichem Gespräch zugebracht worden, von Frau von Ehrenstein wieder aufgenommen und alle verließen den Sitz unter der Linde. Hinter ihnen wurde das Thor der alten Veste sogleich geschlossen, als lebe man in den Zeiten des Faustrechts, und es herrschte doch tiefer Frieden

im Lande. Von dem Einzigen, der vor der Burg im Hinterhalte lag und bei dem Versuche, sich anzuschleichen, durch das vernehmliche Knurren seines Feindes zurückgescheucht worden war, hatte Schloß Ehrenstein keinen Ueberfall zu befürchten.

Im großen Saale, wo noch an Waffen und Jagdstücken aus alter Zeit ein Ueberfluß war, hatte Frau Margarethe doch verstanden, ein trauliches Plätzchen einzurichten, wo sie mit ihrem Manne und, wenn gute Freunde auf dem Ehrenstein waren, auch in Gesellschaft zu sitzen pflegte. Hier wurde heute die Abendmahlzeit genossen und dann länger als gewöhnlich verweilt, da die Unterhaltung gar lebhaft geworden war. Adelheid nahm freilich keinen Theil daran, da ihr das Meiste, was besprochen wurde, fremd war, aber der Geistliche hatte sich doch schon durch manche Aeußerung, zu der er sie scheinbar absichtslos zu bewegen gewußt, ein Urtheil über sie gebildet. Daß sie ihm gleich ihr Vertrauen schenken oder gar, wie seine Freunde in fast kindlicher Weise hofften, beichten würde, hatte er nie vorausgesetzt, er mußte zufrieden sein, daß sie ihm, dem Priester einer andern Confession, welcher sie in ihrem Vorurtheil vielleicht nicht einmal den Namen einer solchen zugestand, überhaupt so unbefangen geantwortet, als er sie theilnehmend nach ihrer Reise,

nach ihrem Unfall in Koburg, nach ihrer Gesundheit gefragt hatte. Ihr Blick hatte dabei den seinigen nicht gemieden, und wie sie ihr schönes dunkles Auge so ruhig auf ihn gerichtet, war ihm der Ausdruck desselben fromm und schuldlos erschienen. Wahrlich, mit diesem Mädchen hätte er gern über heilige Dinge gesprochen, gern mit ihm die streitigen Punkte ihres verschiedenen Bekenntnisses erörtert, sie würde ihn ruhig angehört, er sie vielleicht überzeugt und gewonnen haben. Das mußte aber einer künftigen Gelegenheit vorbehalten bleiben. Für heute nahm er die Ueberzeugung mit und sprach sie auch gegen seinen Wirth, der ihn in das für ihn bereitete Gemach begleitete, entschieden aus, daß des Mädchens Seele zwar von einem verborgenen Harm, nicht aber von irgend einer Verschuldung getrübt sei und ihr körperliches Leiden oder vielmehr Hinsiechen wohl damit in Zusammenhang stehe, für Beides aber die stille Zurückgezogenheit das beste Heilmittel sein werde.

„Will ihr die kluge Frau, zu der Ihr geschickt habt, mit einem unschuldigen Trank als Stärkung zu Hülfe kommen, so laßt es geschehen“, schloß er seine Meinungsäußerung. „Nur möge Eure Hausfrau darüber wachen, daß keine verbotenen Künste dabei getrieben werden, die nur zum Schaden an Leib und Seele ge-

reichen. Im Volke spukt's damit nur zu sehr. Wegen der Knaben seid Ihr also ganz außer Sorgen?"

„Ganz und gar! Auch ist mein Pastor unten in Teichmannsdorf ein wachsamer Mann, den Ihr ja kennt."

Der Superintendent nickte; ob er jedoch dessen Eifer und Wachsamkeit so ganz anerkannte, blieb zweifelhaft. „Laßt denn das Fräulein still bei Euch wohnen", sprach er darauf. „Vielleicht kommt Ihr bald einmal zu mir nach Saalfeld; die paar Stunden Wegs sind für einen Reitersmann wie Ihr noch immer nicht zu weit. Dann höre ich, was Eure Hausfrau weiter von dem Fräulein erfahren hat."

„Und ich, wie es um den Frieden im lieben Reich steht!" erwiderte Ehrenstein. „Ihr habt doch noch immer Eure Nachrichten vom Doctor Martinus Luther und selber von Eurem Kurfürsten oder aus dessen Umgebung. Ich traue dem Frieden nicht. Die Leute sagen, der heidnische Donnergott habe sich auf der Käfernburg wieder hören lassen — das ist dummes Gerede! Aber sie sehen und hören doch überall Vorzeichen! Gott mache es gnädig!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.